
Tapfer ſein iſt gut
Schulungsdienst für BDM und BDM-Werk Glaube und Schönheit für die Monate Juni/Juli 1940

Tapfer sein ist gut

Schulungsdienst für BDM. Juni-Juli-Ausgabe. 1940

Der Nationalsozialismus ist keine Lehre der Trägheit, sondern eine Lehre des Kampfes, keine Lehre des Glückes, des Zufalls, sondern eine Lehre der Arbeit, eine Lehre des Ringens und damit auch eine Lehre der Opfer. — Das haben wir vor dem Kampf so gehalten, in diesen Jahren war es nicht anders, und in der Zukunft wird es so bleiben

Der Führer

BDM.-Führerin!

Das Geschehen unserer Zeit hält uns alle in ständiger, ungeheurer Anspannung. Wir erleben es mit, wie eine der gewaltigsten Auseinandersetzungen der deutschen Geschichte unser Volk zum Einsatz seiner Kraft, seines Glaubens, seiner Opferbereitschaft und seines Todesmutes ruft und wir spüren es, wie sehr dieses Schicksal der Gesamtheit auch unser eigenes Schicksal ist.

Je mehr wir das Gesicht des Krieges erkennen und begreifen, wieviel Heldentum und Größe, aber auch wieviel Leid und Opfer er in sich schließt, desto stärker fragen wir danach, wie wir uns dieser Zeit würdig erweisen können, wie wir uns wahrhaft einreihen können in die Front derer, die um den Sieg ringen. Wir wissen, daß der härteste, letzte Einsatz nur von den Soldaten der Front geleistet werden kann, und wir stehen immer von neuem beschämt und erschüttert vor ihrer Tat. Aus ihr erwächst die Verpflichtung, der wir uns keinen Augenblick unseres Lebens entziehen dürfen:

Wir sind an unserer Stelle mit dafür verantwortlich, daß all dieser tägliche, stündliche Einsatz nicht vergeblich bleibt, wir sind mit dafür verantwortlich, daß die Heimat sich ihrer Soldaten würdig erweist.

Es darf niemals wieder geschehen, daß die Männer der Front bei ihrer Heimkehr einen Zustand vorfinden, der sich gleichgültig und gedankenlos über ihre Opfer hinwegsetzt, und der von den kleinlichen Sorgen und Entbehrungen des Alltags, vom Taumel des Vergessenwollens und von der Furcht vor der Verantwortung erfüllt ist.

Wir wollen vielmehr wach und bewußt erkennen, daß alles, was wir in der Heimat tun oder auf uns nehmen, nur ein Bruchteil dessen ist, was der Soldat leistet. Und wir wollen danach streben, die Gewalt unserer Zeit bis in ihre letzten Regungen hinein zu verstehen und sie mit ganzem Willen zu tragen. Die Parolen des diesjährigen Sommerlagermaterials wollen Euch dazu verhelfen, mit Euern Mädeln die großen Gesetze, die über uns und unserer Zeit stehen, zu begreifen. Sie führen Euch nicht so sehr in die tatsächliche Welt des Krieges hinein als vielmehr zu den Erkenntnissen, die aus ihr für das Leben jedes einzelnen Menschen erwachsen. So können sie vielleicht dann eine Antwort geben, wenn die Mädel nach dem „Warum" fragen — nach dem „Warum", das nicht nur die Antwort der äußeren Ereignisse und Ursachen erhalten will.

Die technische Durchführung ist folgendermaßen gedacht:

In den Einsatz- bzw. Erholungslagern wird morgens an der Fahne die Parole gegeben, ihr folgt das Führerwort. Dann wird die Führerin kurz im Sinne des nachfolgenden Textes über Inhalt und Wesen der jeweiligen Parole sprechen. Im Heimabend sollen dann die Geschichten und Beispiele vorgelesen werden, die jedesmal zweckmäßig kurz erläutert werden. Die Anhaltspunkte dafür entnehmt Ihr den kurzen Sätzen, die vor jedem Beitrag stehen.

Seid Ihr nicht im Lager, dann ist jede Parole Thema für einen Heimabend. Die Durchführung entspricht dem Vorhergesagten. Geht mit rechter Freude und mit allem Ernst an diese Aufgabe heran. Dann werdet Ihr spüren, wie Ihr auf diese Weise mit dazu helft, den Willen, die Entschlossenheit und die Bereitschaft Eurer Mädel zu stärken.

Ingeborg Thomae

Parole I

Bejahe das Leben, wie immer es auch sei — in Reichtum und Schönheit, in Werden und Vergehen

Der Führer sagt:

> **Die ganze Natur ist ein gewaltiges Ringen zwischen Kraft und Schwäche, ein ewiger Sieg des Starken über den Schwachen. Nichts als Fäulnis wäre in der ganzen Natur, wenn es anders wäre.**

Wenn wir durch die Natur gehen und ihr hundertfältiges Blühen und Wachsen sehen, wenn wir dem emsigen Getriebe auf jedem Fleckchen Erde zuschauen und die Schönheiten erkennen, die uns jede Blüte und jeder Grashalm offenbaren, dann meinen wir, der Sinn der Welt wäre Schönheit und Gleichmaß. Erst langsam lernen wir begreifen, daß hinter diesem bunten und reichen Leben unumstößliche Gesetze stehen, die von jedem lebendigen Wesen den ständigen Kampf um sein Daseinsrecht fordern. Diese Gesetze sind hart und groß, sie kennen keine Weichlichkeit und keine Schonung, doch in ihnen wird das Leben zu seiner höchsten und besten Gestalt gesteigert.

Wir wollen mit offenen und klaren Augen durch die Natur gehen und all das schauen, was an reichem und starkem Leben um uns gebreitet ist und wollen spüren, wie sehr wir im Grunde unseres Wesens diesem hundertfältigen Werden und Vergehen verbunden sind und es mit ganzer Seele bejahen. Wir dürfen und sollen auch gerade in dieser harten Zeit die Freude an dem vielfältigen Leben in der Natur nicht verlernen. Denn wenn wir alle Kraft für unseren Werktag und für eine selbstverständliche, tapfere Pflichterfüllung brauchen, dann ist es notwendig, daß wir uns von unsern Wegen durch Wiese und Wald immer wieder die hellen Augen mitbringen und die starke Geborgenheit in der Gemeinschaft alles Lebendigen.

Denn je tiefer wir in alle Geheimnisse und Wunder des Lebens eindringen, je mehr uns der verborgene Sinn alles Geschehens offenbar wird, desto sicherer werden wir es wissen: Hier tritt Gott in seiner Schöpfung selbst vor uns hin und läßt uns ehrfürchtig und staunend stille werden.

Die Natur eröffnet uns einen unermeßlichen Schauplatz von Schönheit, Vielfalt und Reichtum

Du wunderschöne, bunte Welt —!

Meine Wiese liegt hinter dem Haus, sie ist geräumig und flach, das beste Stück Land über dem Tal, soweit ich schauen kann. Bäume schließen mein Feld ein, Erlen und niedrige Sträucher von allerlei Art, aber auch große Stämme, ein paar Eschen oder ein Ahorn mit der prächtigen Fülle seiner Krone über dem Holz. Und weiterhin gegen den Berg stehen die Fichten, dort steht der tiefe dunkelfarbige Wald.

An der Sonnenseite hebt sich der Boden ein wenig. Es ist da freilich nichts Großartiges an Felsen und Schluchten, nur ein paar sanfte Wellen gegen den Himmel, ein Stück Zaun und ein Gekräusel von Farn und Sauerdornbüschen obenauf. Aber in jedem Jahr bricht dort der Frühling zuerst aus der Erde, und dieser Frühling ist rührend nackt und bettelarm, er kann fast gar nichts geben, nur ein wenig grünes Kraut, ein paar wollige Blütenstengel vom Huflattich im alten Gras.

Oft liegt im Sommer wochenlang eine heiße Wolke von Gerüchen über den Beeren, es riecht nach Kräutern, nach zerstäubter Erde, und dieser schläfrige Duft mischt sich gefährlich ins Blut. Die Grillen lärmen mit aller Macht, braune Eidechsen liegen platt auf den Steinen, und ihre Flanken zucken in der Hitze. Über allem aber ist die Stille, darüber liegt der schwere Himmel mit der ganzen Last seiner Bläue.

Auf diesem Hügel sitze ich, es ist Frühling, ein Tag im späten März. Wind kommt aus der Tiefe des Gebirges, lauer Wind, satt von Feuchtigkeit und vom Geruch der tauenden Erde. Die Wolken sind schon rund wie im Sommer, sie breiten schneeweiße Flügel aus und spreizen ihr Gefieder in der Sonne, göttliche Wolkentiere mit flaumiger Brust. Es liegt ein tiefer Klang in der Luft, ich selbst fühle diesen Ton in meinem ganzen Leibe und summe ihn laut vor mich hin, und der Wind trägt meinen Gesang weit über die Felder. Hier auf meiner Wiese ist der Wind immer unterwegs, immer vergnügt und voller Einfälle. Ich habe ihn oft wie Wasser in den Bäumen gurgeln gehört, und ein anderes Mal stand ich lange im Kornfeld, da trieb er sich herum und pfiff auf einem gebrochenen Halm. Gräser fügen sich in meine Hand, ein kleiner Vogel streicht so nah vorbei, daß ich den Wind seiner Flügel spüren kann, und er schreit mir etwas zu.

Ich habe gestern die Jungen dieses Vogels gesehen, er hat fünf Junge in seinem Nest. Sie recken sich, und ihre Schlünde schwanken wie seltsame rote Blümchen auf den haarigen Stielen der Hälse. Einen Augenblick später welken sie wieder hin und sind gar nichts mehr, ein zuckender Klumpen, etwas gänzlich Mißratenes aus Flaum und bläulicher Haut. Mein kleiner Vogel aber sitzt im Busch und äugt umher, er singt auch ein bißchen und schaukelt auf seinem Zweig; das sieht jeder, was für ein tüchtiger kleiner Bursche er ist.

Es wird Abend, die Sonne sinkt in einen Schleier aus lichtem Gewölk. Vom Tal herauf kommen die Krähen, sie sammeln sich über der Wiese und fallen ins Holz, eine große düstere Schar.
Krähen sind wunderliche Vögel, sie haben etwas Ungewisses, Drohendes in ihrer ganzen Art. Zigeuner sind sie, ein geheimer Orden von kleinen Dieben und Herumtreibern, und sie leben auch für sich nach dunklen Bräuchen und Gesetzen. Jetzt hocken sie in den kahlen Wipfeln der Bäume, putzen sich und spreizen die Flügel und rufen einander zu, und der Ahorn sieht wie verwunschen aus, als trüge er plötzlich eine schwarze Last von holländischen Früchten in seiner Krone.
Plötzlich aber kreischt eine von den Krähen laut auf, und die ganze Schar erhebt sich wieder mit klatschenden Schwingen.
Ich weiß, was das bedeutet. Ich habe den Falken am Himmel längst gesehen, es ist ein ganz kleiner Falk mit lichtem Gefieder, und die Krähen sind ihm bitterfeind. Sie kreisen ihn ein, andere kommen von den Wäldern her dazu, aber der Falk fliegt schneller als die Krähen, sein heller Bauch zuckt wie ein Funke in der schwarzen Wolke auf und nieder. Er wendet, läßt sich fallen und steigt wieder ohne einen Flügelschlag, manchmal stößt er auch blitzschnell zu, und dann wirbelt eine von den Krähen schreiend in die Tiefe.
Oh, das ist ein schönes, ein ritterliches Spiel am Abendhimmel, mir klopft das Blut heiß in der Kehle. Zuletzt hebt sich der Falk aus dem Schwarm, und dann schnellt er mit einem mühelosen Schwung weit hinaus in die rauchbraune Ferne.

Alles Lebendige ist der Ordnung, der Gemeinschaft verpflichtet

Wie alles sich zum Ganzen webt — — —

Wenn wir uns aufmerksam in der Natur umschauen, dann merken wir bald, daß all die vielen Geschöpfe in Wald, Wiese und Feld nicht wahl- und sinnlos nebeneinander hausen. Niemals finden wir Wiesenblumen in der trockenen Kiefernheide, niemals hören wir Kuckucksrufe aus dem Ufergebüsch des Sees, und es fällt uns auch nicht ein, Kornblumen unter den Buchen oder Erdbeeren im Sumpfmoor zu suchen. Jedes Tier und jede Pflanze hat von der Natur einen bestimmten Lebensraum zugewiesen erhalten, auf dem sie alle ihre Kräfte entfalten können. Werden sie aber in eine falsche Umgebung verschlagen, so verkümmern sie oder gehen bald zugrunde.
Wollten wir einmal die Samen der verschiedensten Pflanzen sammeln und sie dann aussäen, so würden doch nur diejenigen von ihnen Wurzeln schlagen, denen der betreffende Boden zusagt und die in den gegebenen Licht- und Wasserverhältnissen gedeihen können. Ließen wir diesen Rest mehrere Jahre hindurch unberührt wachsen, blühen und Früchte tragen, so müßten wir schließlich feststellen, daß ein Teil der Pflanzen, die wir im Anfang mitausgesät hatten, und die auch zunächst aufgewachsen waren, verschwunden sind. Statt dessen hat sich die gleiche Pflanzenwelt behauptet, wie sie überall ringsum vorkommt — wie es also der natürlichen Gemeinschaft entspricht.

In dieser natürlichen Gemeinschaft, die überall dort besteht, wo der Mensch nicht allzu verständnislos eingegriffen hat, wirken alle Teile zusammen und dienen gemeinsam dem ganzen Bestand. Wie in einem sinnvoll gegliederten Staat greifen die einzelnen Daseinskreise ineinander, ergänzen sich, halten sich die Waage, stehen in erbittertem Kampf und sind alle miteinander notwendig, damit das Ganze erhalten bleibt.

Ein einziges Beispiel mag für viele sprechen:

Wenn wir uns einmal das Laubdach eines Waldes anschauen, dann entdecken wir plötzlich, wie viele der grünen Blätter angefressen sind. Ein ungeheures Heer von Raupen, Käfern und Larven ist auf diesen bequemen Futterplätzen bei der Mahlzeit und vertilgt Unmengen der so reichlich vorhandenen Nahrung. Ließe man sie gewähren, so gäbe es in unsern Wäldern bald kein grünes Blatt mehr. Aber so groß die Schar der Blattfresser auch ist, ihre Widersacher sind genau so stark und räumen unermüdlich zwischen ihnen auf. Meisen, Rotkehlchen und Kuckucksvögel streifen im Verein mit den andern Waldsängern durch die Baumkronen und spähen nach jeder Raupe. Ameisen stellen ihnen nach. Schlupfwespen benutzen sie als Brutplätze. Und so wird ständig dafür gesorgt, daß ihr Wirken nicht vernichtend wirkt. Erst dann, wenn dieser natürliche Ausgleich gestört ist, weil z. B. nur Nadelwald gepflanzt wurde, in dem unsere Singvögel keine Brutplätze finden, können sich Raupenplagen bis zur völligen Zerstörung des Waldbestandes steigern. In diesem selbstverständlichen Zusammenwirken aller Kräfte zeigt sich das Gesetz, das unsichtbar über dieser vielfältigen, reichgegliederten Gemeinschaft steht. Es ist das Gesetz, daß jeder Teil dem großen Ziele zu dienen hat, daß die Erhaltung und der Bestand der Gesamtheit wichtiger ist als das Leben des einzelnen, und daß der einzelne dennoch notwendig ist, damit auch seine Kraft dem größeren Werke zuströmt.

So verstehen wir das Zusammenleben all der vielen Geschöpfe, die das Waldganze ausmachen. Hunderte und aber Hunderte von Buchen vereinigen sich, damit sie gemeinsam die schattenden Hallen bilden, unter denen nun Buschwerk und Bodengesträuch, Vögel, Wild und Insekten ihr Leben führen. Unzählig viele Moose müssen sich zusammentun, damit ihre zarten Wedel und Fiederzweige die dicken Polster schaffen, in deren Dickicht nun jeder Wassertropfen aufgespeichert wird. Das einzelne Pflänzchen ist unscheinbar und klein, und dennoch trägt es Eigenschaften seiner Art in sich, ohne die es für die gemeinsame Aufgabe wertlos wäre.

Jedes Lebewesen muß in den Grenzen seiner Art bleiben

In der Vielzahl ihrer Geschöpfe hat sich die Natur in immer neuen Formen zu letzter Vollendung gesteigert, nirgendwo gibt es Wesen, die unvollkommen oder sinnlos sind, — in *ihrer* Art haben sie die letztmögliche Höhe erreicht und sind so planvoll durchgebildet, daß sie ihren Platz in der Gesamtheit restlos zu erfüllen vermögen. Vielleicht ist es ein Platz, den wir nicht verstehen oder dessen Sinn uns verborgen bleibt — aber unsere Ansicht von Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit ist hier nicht entscheidend. Die unscheinbarste Spinne, der selbstverständlichste Grashalm und der verborgenste Käfer —, sie alle sind gleichermaßen wichtig und bedeutungsvoll. Doch niemals wird es einem einzelnen Wesen gelingen, sich aus den ihm gesetzten Grenzen von Art und Rasse zu entfernen. Die kleine Fliege

wird nie zur Libelle, die Glockenblume bleibt immer sie selbst — und all ihre Nachkommen werden stets Fliegen oder Glockenblumen sein. Es fiele keinem Gärtner ein, Hagebutten zwischen Eicheln zu mengen und nun zu hoffen, aus allen Früchten würden Eichen hervorwachsen. Wir meinen auch nicht, daß aus dem Kuckucksei, das von einem Grasmückenpaar ausgebrütet wird, nun junge Grasmücken schlüpfen müßten. Denn im kleinsten Samenkorn und in jedem Vogelei ist bereits beschlossen, was einmal daraus werden soll, und weder Umgebung noch äußere Einwirkungen können etwas daran ändern. So sind den Entwicklungsmöglichkeiten jedes Lebewesens feste Grenzen gesetzt. In diesem Rahmen kann es sich zur höchsten Vollendung entwickeln, es kann sich zum Ersten seiner Art erheben und alle Gefährten durch Schönheit, Kraft, Mut oder Raubgier überragen. Seine Umwelt und die Verhältnisse, unter denen das einzelne Geschöpf aufwächst, können es hemmen oder fördern — nie aber werden sie den Kern ändern, der das eigentliche Wesen bestimmt, und der Gestalt, Eigenschaften, Gewohnheiten und Fähigkeiten im Grundzug festlegt. So groß das Wunder auch ist, das aus einer winzigen Eichel einen gewaltigen Baum wachsen läßt —, genau so wunderbar ist die Tatsache, daß aus allen Eicheln immer nur Eichen und aus allen Spatzeneiern immer nur Spatzen entstehen werden. Ehe noch Sonne und Regen, Wärme und Feuchtigkeit ihr Werk beginnen, ehe der Keimling seine Blättchen breitet und der Jungvogel die Schale sprengt, war festgelegt, wie dieses junge Geschöpf beschaffen sein sollte und welcher Art es angehören würde.

Überall herrscht Kampf

Wenn wir uns nun recht in der Natur umzuschauen gelernt haben, dann sehen wir auch bald, wie erbittert jedes Geschöpf um sein Dasein kämpfen muß.
Im Wald ringen die Bäume miteinander um Licht und Bodenraum, jede Blume versucht, sich auf Kosten der anderen auszudehnen, die Sträucher kämpfen miteinander um die Vorherrschaft, und immer wieder werden die Schwächeren von den Stärkeren besiegt. Käfer und Larven fallen die Bäume an, zerstören ihr Holz und werden selber wieder ein Opfer der Vögel. Uhu und Käuzchen gehen auf Mäusejagd, der Fuchs schlägt Hasen und Kaninchen, kein Geschöpf lebt in Frieden, jedes einzelne muß ständig um seine Sicherheit besorgt sein.
Aber wenn wir uns dieses Geschehen einmal ganz ruhig überlegen, dann müssen wir doch zu einem andern Ergebnis kommen, als zu dem Schluß, daß hier ein planloses und sinnloses Morden vor sich geht.
Denn die Gemeinschaft aller lebendigen Glieder ist kein zufälliges Gebilde, sondern birgt in sich Gesetze, denen jedes ihrer Teile unterworfen ist. Nur wenn sie in sich selbst im Gleichgewicht bleibt, nur wenn sich in ihr alle gegensätzlichen Kräfte die Waage halten, behält auch sie selber Maß und Ordnung. Und nur wenn sie die gesunden und kraftvollen Geschöpfe fördert und alles Kranke oder Lebensuntaugliche rücksichtslos vernichtet, wird sie sich immer weiter zur Höhe steigern können.

Nur das Gesunde siegt

Diese einfache Regel bewahrheitet sich überall dort, wo das ungebändigte, unverfälschte Leben an seiner Welt baut: die Besten sind immer die, die gesund und stark genug sind, um allen Widerständen zu trotzen; und das Recht liegt

immer auf der Seite des Siegers. Vielleicht erscheinen uns diese Ordnungen hart und grausam, wir sind zu sehr daran gewöhnt, schwache Geschöpfe zu bemitleiden, ihnen zu helfen und sie zu umsorgen, und wir sehen in jedem Wesen, das dieser Hilfsbereitschaft entgegenhandelt, einen grausamen, verabscheuungswürdigen Feind. Aber wir müssen uns nur einmal vorstellen, wie die Erde wohl aussähe, wenn der Gedanke eines allgemeinen „Friedens", sich in ihr durchsetzte! Wenn die Kuckucke plötzlich keine Raupen mehr vertilgten, die Habichte nicht mehr Jungvögel töteten und die Füchse keine Gegner mehr besäßen, würden sie sich schrankenlos vermehren und sich sehr bald gegenseitig den Raum streitig machen. Kranke Tiere blieben leben, schwache könnten sich weiter vermehren, das strahlende, gesunde Bild der Natur wäre sehr bald verfälscht und getrübt. Aber überlegen wir noch weiter: Wenn im Wald die einzelnen Bäume nicht mehr um die Vorherrschaft ringen würden und Eiche, Hasel, Linde und Tanne „friedlich" nebeneinander ständen, gäbe es sehr bald nur noch mittelmäßige kümmerliche Gehölze. Kein mächtiger Baumriese reckte sich stolz über die andern hinauf, keine weitausladende Krone kündete von der Kraft dieses Baumes — er bliebe nur Durchschnitt und ein mühseliges, in engem Raume dahinsiechendes Gebilde. Damit aber, daß der vielgegliederte Aufbau des Waldes durchbrochen würde, daß es nicht mehr die hohen, luftigen Hallen der großen Bäume und das niedrige Gebüsch der Sträucher gäbe, erhielte der Boden überhaupt kein Licht mehr. Die Waldblumen und Kräuter stürben deshalb ab, das bewegte Leben ihrer kleinen Insektenbewohner verschwände — und ein gleichförmiges Holzdickicht würde an die Stelle des einst so wechselnden, belebten Waldwesens treten. Ein Friede dieser Art, der von den starken Gliedern die Anpassung an schwächere Teile verlangt, bedeutet immer Rückentwicklung und Stillstand. Denn in jedem Jahr würden die Bäume niedriger — weil sie ja immer mehr „Rücksicht" nehmen müßten, — und in jedem Jahr büßte deshalb die Gesamtheit mehr an Kraft ein.

Nur der gesunde Wettbewerb, bei dem die Starken das Ziel geben, nur immerwährender Kampf, bei dem alle Geschöpfe stets von neuem ihre Kräfte erweisen müssen, erhält das Ganze gesund und lebendig.

Denn noch ein anderes kommt hinzu: tritt völliger Friede ein, dann werden kranke und schwächliche Wesen nicht mehr vernichtet — sei es nun durch Feinde, sei es durch die eigene Unfähigkeit sich weiterhin zu ernähren, — sondern sie bleiben am Leben. Sie bedeuten dann aber im gleichen Augenblick eine dauernde Gefahr für ihre Umgebung. Denn ein einziger kranker Baum kann im Laufe der Zeit den ganzen Bestand anstecken; ein einziges verseuchtes Tier bringt der ganzen Gattung den Untergang. Selbst dann, wenn die verheerenden Wirkungen nicht sofort sichtbar sind, so treten sie aber bestimmt später einmal in Erscheinung; denn ein entartetes Glied kann nie wieder wertvollen Nachwuchs hervorbringen, und so tragen auch sie langsam, aber unabänderlich zu der Vernichtung ihrer Art bei.

Vor diesen Erkenntnissen verstehen wir plötzlich, warum die Natur so hart sein muß. Die göttliche Kraft, die diese Welt geschaffen hat, wacht unbestechlich darüber, daß ihr reines Bild nie verfälscht wird, damit sich der ewige Schöpferwille in seinen Werken immer aufs neue offenbare. Darum setzte er Kampf und Härte als die großen Bewährungsproben ein, — und nur der soll leben, der sie siegreich bestehen kann. Siegen wird aber immer der Beste und Stärkste und damit liegt die Zukunft immer nur in der Hand der tüchtigsten Glieder einer Art. Ihr Können und ihre Fähigkeiten sind der Maßstab für alle nachfolgenden, und durch die dauernde

Ausmerzung der schwächlichen Teile wird dieser Wertmesser von Generation zu Generation erhalten, ja, womöglich noch gesteigert.
So bedeutet dieses dauernde Ringen niemals Ende, Tod und Untergang. Wohl stirbt der einzelne Baum, aber längst sind aus seinem Samen neue, junge Stämme emporgeschossen, die voller Lebensdurst den Platz des gefallenen Riesen einnehmen. Wohl gibt die funkelnde Libelle ihr kurzes Sonnendasein bald auf, aber geborgen und wohlversorgt harren unzählige Larven auf den Tag, der sie ins Licht ruft. Wie ein gewaltiges Rad läuft das Geschehen ab, das uns in der Natur allenthalben begegnet, ständig wiederholt sich in ihr das gleiche Wunder, das uns das innerste Gesetz allen Lebens offenbart.
Aus tausend Quellen drängt Lebendiges zum Licht, verströmt sich in Formen und Erscheinungen, kämpft um seinen Bestand und versucht, Bestes, Höchstes zu leisten. Dann aber kommt unabwendbar der Tag, an dem es vergehen muß. Doch schon sind die Kräfte bereit, die es aufnehmen, und über das Sterben des einzelnen Wesens hinaus strebt neues Werden zur Höhe.

Das Leben erfüllt sich über Vergehen und Tod immer wieder zu neuem Werden

Ein junger Hirsch tritt in die Welt

Die Stunde ist da; sie pocht an die Wände des mütterlichen Leibes und will eintreten, um ihr Recht zu fordern. Ihr Anrecht aber ist Einsamkeit. Es ist gut, allein zu sein, wenn ein neues Dasein diesen rastlos kreisenden Stern betreten will.
Es ist nicht das erste Kalb, das die Mutter im Walde zur Welt bringt, und es wird wohl auch nicht ihr letztes sein. Die Sonne wandert über dem Buchenwalde empor, sie hüllt die grünen Wogen in ihr lebengebärendes Feuer, sie erweckt da und dort neues Leben, hundertfältig und tausendfältig. Falter schlüpfen aus ihren Puppen, Ameisen brechen in der Tiefe ihres Staates aus ihren Kokons (Hüllen um die Larven der Ameisen), Jungvögel sprengen ihre Eischalen. Überall entsteht neues Dasein. Auch im dunklen Fichtenhorst, verborgen allen Blicken, ist es erstanden. Da leckt die Mutter das Kind, das sich strampelnd hervorarbeitet. Das Kalb schlägt wild und trotzig mit den dicken Läufen um sich, es bäumt den ungeschickten und nassen Hals hoch und drängt den dicken Kopf ans Licht, das grün verschleiert durch die Fichten sickert. Nasser Boden duftet, der Wald rauscht leise. Da singen die Vögel, da sirren die Tanzfliegen und gaukeln die Falter über der Wiege, in der der neugeborene König des nordischen Forstes, der edle Hirsch, ruht.
Ein Hirschkalb ist es, das kann man schon an dem dicken Kopf erkennen. Es stammt aus guter Zucht, denn es ist stark und kräftig. Wohl taumelt es noch in seinem fleckigen Kleidchen unter den sanften Berührungen der rauhen Zunge, die das verklebte Haar seiner Flanken reinigt und glättet. Aber schon regt sich der Trotz in dem kleinen Wesen, schon will es nicht ganz so, wie der Zufall es gewollt hat, der es hier auf diese Nadelstreu warf. Es versucht, ruckt den taumeligen und schmallendigen Kinderkörper hoch, schiebt die Läufe hierhin und dahin und bäumt

sich endlich auf den Vorderläufchen hoch. Noch keine halbe Stunde ist es auf der Welt, als es die Erfahrung macht, daß in diesem Leben nicht alles zuzugehen pflegt, wie man wohl gerne möchte, denn es kippt um und fällt schlegelnd in die Streu. Aber es ist beharrlich, und so steht es endlich auf den Läufen, taumelnd, pendelnd und schwankend, aber es steht. Die Mutter türmt sich gewaltig über ihm auf; sie ist das erste, was es in diesem Dasein kennenlernte, sie bleibt darum auch der Fels, auf den es sein Vertrauen gründet. Mit sanften Lichtern neigt sie sich über ihren Sohn und glättet und putzt an ihm herum, daß er schwankt und schlingert wie ein Schiff in der Dünung. Er aber hat schon wieder etwas anderes im Kopf. Er entdeckt einen Duft an der Mutter, dem er stolpernd folgt, bis er das pralle Gesäuge zwischen ihren Hinterläufen entdeckt hat, an dem er selbstverständlich und gierig zu saugen beginnt. Aber da nun der erste Trunk durch seine Kehle rinnt, leckt ihn die Mutter emsig und hingegeben dort, wo die gute Nahrung später wieder seinen Leib verlassen wird, am Spiegel.
Dann tun sich die beiden einträchtig im Schatten der Fichten nieder und schlummern nebeneinander in die Wärme des hohen Nachmittags hinein, in den süßen Harzduft und in das leise Raunen und Knistern der Wipfel.



2. Einen Sack voll Hafer für mein Pferd, und was kümmert mich ein warmer Herd, die Welt ist weit und wir reiten. Die Welt ist weit und der Himmel breit, die Welt ist weit und wir reiten.
3. Nun hebt die Schwerter in das Licht, einen Tapfern läßt der Himmel nicht, wer's ehrlich meint, wird nicht fallen, wer es ehrlich meint, ist mit uns vereint, wer's ehrlich meint, wird nicht fallen.
4. Am Helm macht fester euer Band, nehmt die Zügel sicher in die Hand, eure Herzen sollt ihr beweisen. Eure Herzen fest und dem Feind den Rest, eure Herzen sollt ihr beweisen.
5. Einen Kameraden für die Schlacht, der getreu ist über Tag und Nacht — und die Erde muß uns gehören. Wer nicht treu kann sein, muß zum Tod hinein, und das Leben wird uns gehören!

Erfülle die Gesetze des Lebens, auch dein Dasein ruht auf ihnen

Der Führer sagt:

Der Mensch darf niemals in den Irrsinn verfallen, zu glauben, daß er wirklich zum Herrn und Meister der Natur aufgerückt sei, — — sondern er muß die fundamentale Notwendigkeit des Waltens der Natur verstehen und begreifen, wie sehr auch sein Dasein diesen Gesetzen des ewigen Kampfes und Ringens unterworfen ist. Er wird dann fühlen, daß in einer Welt, in der immer nur die Kraft Herrin der Schwäche ist und sie zum gehorsamen Dienen zwingt oder zerbricht, für den Menschen nicht Sondergesetze gelten können. Auch für ihn walten die ewigen Grundsätze dieser letzten Weisheit. Er kann sie zu erfassen versuchen, sich von ihnen zu lösen vermag er niemals.

Alles Leben ist Ordnung. Nirgends in der Welt, in keinem Blatt des Baumes, in keinem Sandkorn, in keinem Fäserchen unseres Körpers herrscht Willkür.

Weil aber Ordnung ist und Gesetz und Maß, weil ein Wille herrscht, der alle Teile zusammenzwingt, darum wächst die Natur in immer neuer Form über sich selbst hinaus, darum vollendet sich ewig wechselnd in Kraft und Schönheit.

Wie sollte aber Gott Lebendiges schaffen, Lebendiges, das in tausend Formen und Art allenthalben sein Dasein führt, — und einen, den Menschen, von den Gesetzen, die dieses lebendige Leben beherrschen, ausnehmen?

Wir müssen erkennen, daß das Gesetz der Gemeinschaft, dem jedes Wesen dienen muß, für uns in der Familie und darüber hinaus im Volke gilt. Ihnen müssen wir verpflichtet sein, wenn unser Dasein Sinn und Wert erhalten soll. Diese Gemeinschaft fordert die ganze, unverdorbene Kraft unserer Seele und unseres Blutes, und für sie müssen wir dann, wenn es notwendig wird, unser Leben einsetzen. Wenn die Natur von sich aus dafür sorgt, daß nur gesunde, kraftvolle Pflanzen leben und ihr Dasein weitergeben, so müssen wir dieses Gesetz bewußt erfüllen. Das heißt für uns, daß wir uns gesund erhalten, daß wir unsern Körper kräftigen und stählen, und die Gesundheit unseres eigenen Lebens dann in unseren Kindern wiedererstehen lassen. Wir wollen deshalb die ewigen Gesetze der Natur nicht nur erkennen, sondern auch danach handeln, damit unser Leben ein wertvolles Glied in der großen Gemeinschaft des Volkes wird. Wenn wir in diesen Tagen mit heißen Herzen das Vordringen unserer Soldaten in Feindesland miterleben, dann sollen uns auch ihre Taten die ganze Größe der Lebensgesetze offenbaren:

Nur die Starken und Tapferen gewinnen den Sieg, — und über dem Einsatz ihres Lebens erhebt sich machtvoll und stolz die Zukunft der Nation.

Wo ein Mensch mit ganzer Seele schafft und sorgt, da dient er dem Leben

Neun mal neun sind einundachtzig

Die Mutter sagte gern zur Frau des Geistlichen, ihrer liebwerten Freundin: „Im Himmel sein, das kann ich mir nicht anders denken, als mit einem kleinen Kind an der Brust!" Und die Vertraute, der mit gleicher Stetigkeit ein Menschenknösplein entweder unterm Herzen oder am Busen zu wachsen pflegte, mochte ihr wortlos-innig recht geben, wenn diese Auffassung vom Jenseits auch nicht in allen Teilen der des seelsorgerischen Gemahls entsprach. Die wahrhaftigste Freude an jedem Neugeborenen empfand die Mutter in dem Augenblick, wo die neugierige Schar ihrer älteren Kinder auf Zehenspitzen hereingetrippelt kam und sich mit weihnachtsfrommen Augen um das kleine Bett beugte. Nach dem ersten Staunen wagte wohl ein Beherztes, die geballten Händlein aufzulösen, Fingerlein wurden gezählt und Füßlein zärtlich gekniffen: ob es schon alt genug sei, dies zu merken? Man konnte sich nicht satt freuen am Augenverdrehen, Schnüffeln und Mundziehen des winzigen Milchigels. Die kleine Anna war es, die angesichts des Jüngstgeborenen den Sinn der Mutter mit einem tiefsinnigen Rechenstück und bedeutender Zukunftshoffnung füllte. „Neun lebendige Kinder sind wir, jedes von uns kriegt wieder neun — also neun mal neun sind einundachtzig ..."

Die Mutter freute sich von Herzen jedesmal auf das neue, kleine Kind; Schmerzen schreckten sie nicht, wenn sie ihren Sinn hatten und darum gut und richtig waren. Unbekümmert fügte sie den Zuwachs an Pflichten dem gesegneten Bau ihres Lebens ein. Ihre Kraft zu lieben und zu arbeiten mehrte sich mit jedem Anspruch. Wenn sie einen Wunsch zur bescheidenen Entlastung äußerte, war es der, ebensoviel Hände wie Kinder zu haben, ja, lieber noch zwei mehr, damit sie jeglichem eine Hand geben könnte und doch noch zwei frei behielte zum Stricken. Denn sie liebte es, mit fleißigen Nadeln, das Knäuel in der Schürzentasche, abends einen kleinen Weg durch den Garten zu machen. Alle wollten sie anfassen oder sonstwie an ihr hängen, und dabei sollte doch bis morgen dies neue Paar Strümpfe durchaus fertig sein. „Ich habe es mir nun mal vorgenommen!" Lieber einem anderen als sich selber erließ die Mutter ein fälliges Stück ihres Tagesplanes.

In der Mutter Schlafstube standen außer dem ihren fünf kleine Betten. Die drei Trallenbetten, das grüne Bett und das für das allerkleinste, das nicht etwa wie andere Säuglinge in Korb, Wiege oder Wagen nächtigte.

Wenn die Mutter im Haus oder in der Meierei wirtschaftete, ließ die junge Meute sie einigermaßen in Frieden, aber in jede weniger bewegte Stunde fiel sie mit gieriger Liebe hinein. Ein allgemeines Gewohnheitsrecht war das nächtliche Zur-Mutter-ins-Bett-Kriechen. Jedes Kind, das erwachend ein Mißbehagen oder Alleinsein spürte, wanderte aus und eroberte sich einen schmalen Platz an der neuen, traumhaft wohligen Lagerstatt. Oft begann man bereits abends damit, voraussicht-

licher Nebenbuhler wegen, denn wer zuerst kam, lag am sichersten. So geschah es wohl, daß die Mutter schon beim Schlafengehen einen kleinen Gast vorfand. Selten brachte sie es übers Herz, die Nachzüglinge auszuschließen, aber sie mußten sich mit den Außenseiten begnügen, halb auf den Holzrand gedrängt oder auch mit einem Viertelchen darüber hinausstehend. Mochten sie liegen wie sie wollten, es dauerte meist nicht lange, bis sie süß getröstet einschliefen.

Die Mutter schlief fest, aber wenn eines der Kinder ihre Hilfe brauchte, dann erwachte sie augenblicklich und bei dem leisesten Anruf.

Ausgiebig mit den Kindern zu spielen, dazu blieb der Mutter inmitten des häuslichen Getriebes kaum Zeit. An manchen Tagen war es schon viel, wenn sie eins der Kleinen auf dem Schoße hopsen lassen konnte.

Ganz im großen betrachtet vertrat die Mutter die gesunde Ansicht, Kinder müßten sich allein vergnügen, das heißt, ohne Beihilfe von Erwachsenen, keineswegs nur wegen der Erfahrung, daß sie dann am allerartigsten seien. Sie mischte sich nicht unnötig ein, aber niemand hatte innigere Freude und reineren Ernst als sie an jedem Spiel, das sich um sie herum gründete und begab. Zwar schien sie, an ihre Nadelarbeit hingegeben, nicht allzuviel davon zu bemerken, liebte es auch nicht, wenn andere Hausbewohner Lob oder Staunen kundgaben, und erwachte aus ihrem Nichtvorhandensein nur, wenn ein Bittsteller kam und „Mutter und Kind", „Vögel verkaufen", oder, noch schöner, „Mutter, Mutter, was nähst du da?" spielen wollte.

Im Sommer wurde die kleine Schar soviel wie möglich in die frische Luft befördert, das heißt, zu befördern brauchte man kaum eins; es strebte schon von selber mit Händen und Füßen in die Freiheit hinaus. Regnete es, so spielte man unter dem Blätterdache der Linden; es dauerte lange, bis hier die Tropfen durchschlugen. Hinter ihrem Fenster lächelte die Mutter, erwiderte einen kleinen Kußfinger oder lenkte fürsorgend mit Blick und Nicken die Aufmerksamkeit auf ein etwa Abseitsstehendes.

Ein seltenes Mal kam die Mutter am hellichten Tage auf den Hof hinaus und gängelte das Kleinste, das gerade laufen lernte, an einer Handtuchschlinge. Das Kleinste, das ihr immer wieder das Liebste wurde, nicht nur, weil sie es ganz mit ihrem Blute und Herzen nähren durfte. Es war noch so durchsichtig in allen Lebensäußerungen, so nirgend festgelegt; man konnte hoffen, daß endlich nun dies das artigste und ordentlichste würde!

Die Größeren hielt sie zum Guten an und dämpfte das Schlechte. Aber sie mußte doch gewahr werden, daß jedes ihrer Kinder seine eigene Natur hatte.

Was auch im Wandel der Jahre ihr durch ihre heranwachsende Neunzahl — „meine kleine Schar!" mit diesem Wort hütete sie gern das Gemeinschaftswesen unter den Geschwistern — neben manchem Leid an Freuden reichlich geschenkt wurde, unvergessen blieb die holdeste Zeit, da „alle noch klein waren", und sie selber sich das Im-Himmel-Sein nicht anders vorstellen konnte als mit einem Kind an der Brust.

**Ein Volk ist so
wie seine Familien sind!**

In Familie und Sippe stehen wir der Ordnung des Lebens gegenüber

Verrat am Leben

Die alte Familienwiege schaukelt behutsam hin und her. Die junge Frau sitzt davor und betrachtet nachdenklich das elende, lebensmatte Gesichtchen ihres Kindes, seine dichten, schwarzen, krausgelockten Härchen und das scharfe, gebogene Näschen, das so betont aus dem kleinen Gesicht herausspringt und ihm einen alten, bekümmerten Ausdruck verleiht. Ihr Kind — ihr Kind. Elisabeth kann stundenlang so sitzen und darüber nachdenken, wie sie sich auf dieses Kind gefreut hat. Sie hat davon geträumt, daß sie es krähend und lachend auf ihren Knien schaukeln, und daß es weiche, helle Härchen haben würde, wie sie selbst. Und nun ist es da, und sie kann seitdem nicht mehr froh werden. Es ist nicht die Erinnerung an die Schmerzen der Geburt und an die langen, endlos langen Stunden der Todesangst, die hinter ihr liegen. Das müssen ja alle Frauen durchmachen und sie vergessen es, sobald es vorüber ist. Auch Elisabeth hatte es vergessen. Sie hatte sich frisch und gesund gefühlt, als sie aufgewacht war, und hatte nach ihrem Kinde verlangt. O, sie kann sich noch ganz genau der Freude erinnern, die sie empfunden, als man ihr das weiche Bündel gereicht hatte. Ihre Hände hatten gezittert vor Neugierde auf das Kind. Und dann hatte sie es in die Arme genommen und hatte es angesehen. Von dieser Stunde an ist Elisabeth krank und todmüde. Sie ist noch so jung. Wie stolz war sie vor einem Jahr in diesem Hause eingezogen. Das Leben lag damals so hell vor ihr, so strahlend. Alle Freundinnen hatten sie beneidet um diese Heirat mit dem reichen Eberhard von Gnade. Es war ein Glück für das verarmte Offizierskind gewesen, ein großes Glück.

Aber jetzt sieht alles anders aus.

Im Hause hatte sie nichts zu sagen, da regiert ihre Schwiegermutter, die Baronin Judith, alles bis ins kleinste, so daß der jungen Frau auch nicht das Geringste zu tun oder auch nur zu sorgen bleibt. Für das Kind ist eine englische Pflegerin da, die es Tag und Nacht bei sich hat. So bleibt ihr nichts anderes, als den ganzen Tag zu träumen. Es ist so leer, so trostlos leer um sie her. Zuerst hatte sie ihre Freude an der Schönheit des Reichtums gefunden, aber jetzt empfindet sie ihn nur noch als etwas fürchterlich Seelenloses.

Am liebsten hält sie sich noch im Ahnensaal auf. Sie kann stundenlang vor den Bildern der alten Gnades stehen und ihre Gesichter betrachten, die so ganz anders sind als das ihres Mannes. Sie fühlt mehr, als sie es erkennt, daß Eberhard ein ganz anderer ist als seine Ahnen. Woher hat er diese haltlose Zerfahrenheit im Wesen, dieses jähe Aufbrausen der Leidenschaft, mit der er sie zuweilen an sich reißt, und dann wieder diese unheimliche Kälte und Verschlossenheit, diesen ätzenden,

eisigen Zynismus, mit dem er sie überschüttet, wenn es ihm die Laune eingibt? Sie sind jetzt ein Jahr verheiratet. Aber Elisabeth sieht ihren Gatten oft tagelang nicht. Und für das Kind zeigt er überhaupt kein Interesse. Um so mehr allerdings seine Mutter, Judith Gnade, geborene Oppenheim. Sie kommt täglich mehrere Male, um den Enkel zu sehen und wird nicht müde, das elende, kleine Wesen zu bewundern und schön zu finden.

Elisabeth sitzt an der Wiege und schaukelt sie hin und her. Aber sie weiß es kaum. Ihre schmalen Füße gehen im Traum ganz andere Wege, Wege, die sie weit entfernen von dem hilflosen Geschöpf da in den Kissen, das ihr Kindchen ist, und das zu lieben ein unbarmherziges Schicksal ihr verwehrt hat. Und sie sinnt darüber nach, wie es kam, daß dieser dunkle, fremde Zug in die helle Reihe der Gnadeschen Ahnen kam. Aus Andeutungen und Gesprächen hat sie es erfahren und versucht nun, einen Zusammenhang in das Gehörte zu bringen.

Die Franzosenzeit hatte die ostpreußische Landwirtschaft zum Ruin gebracht, die achtundvierziger Jahre nicht minder. Damals hat manch einer mit dem weißen Stock von seinem Grundstück müssen, und auch viele Adelshäuser haben ihren Besitz verloren. So stand es auch mit den Gnades sehr schlecht, niemand wußte, was aus dem großen Besitz werden sollte. Da hat der alte Freiherr Gnade in Berlin den Bankier Oppenheim kennengelernt, dessen schöne Tochter Judith sich über und über in den ältesten Sohn des Gnade verliebte. Sie soll es ganz offen gezeigt haben, daß sie bereit wäre, ihr millionenschweres Vermögen in die Waagschale zu werfen, um das Gut zu retten, wenn Christian von Gnade sie zu seiner Frau machen würde. Der alte Herr war gleich Feuer und Flamme für diesen Plan und hat es durchaus so haben wollen. Aber da hatte er sich in seinem Sohn geirrt. Der erklärte, daß er lieber auf das Gut, ja auch sogar auf seinen Namen und auf jegliches Erbrecht verzichten wollte, ehe er das Fräulein von Oppenheim zu seiner Frau und zur Mutter seiner Kinder machen würde. Es hat damals fürchterliche Auftritte gegeben, von denen sich die alten Leute im Dorf noch heute flüsternd erzählten. Denn die Oppenheims waren längst getauft, aber Christian meinte, daß es nicht nur am Glauben läge, sondern auch am Blut. Und ob man die schöne Judith auch mit allen Wassern taufen könne, sie bliebe dennoch die Tochter eines fremdrassigen Volkes.

Es wurde über diese Sache mit großer Erregung geredet, denn die Juden waren gerade zu den höchsten Ehren und Würden gelangt. Doch Christian blieb bei seiner Weigerung, so sehr ihn sein Vater auch zwingen wollte. Da kam sein jüngerer Bruder Franz, der von Natur aus nachgiebig und still war, mit dem Vorschlag, er wollte die Judith Oppenheim heiraten, damit ihr Geld den Gnadeschen Besitz erhielt. Christian aber verließ in Groll und Schmerz sein Elternhaus.

So wurde Judith eine Freifrau von Gnade und ihr Sohn Eberhard war Elisabeths Mann — —. Sie weiß nicht, daß es noch einen im Hause gibt, der an diese längst vergangenen Geschichten denkt, und der schwer, unsagbar schwer an seiner Schuld trägt. Es ist der alte Baron von Gnade, der Vater Christians und Franz'! Seit er den Urenkel sah, weiß er, daß es eine Sünde gibt, die weder in dieser, noch in jener Welt vergeben wird.

Er hat das Bluterbe seines Hauses vernichtet.

Im Einsatz des Lebens für die Gemeinschaft liegt Unsterblichkeit

Einer für Alle

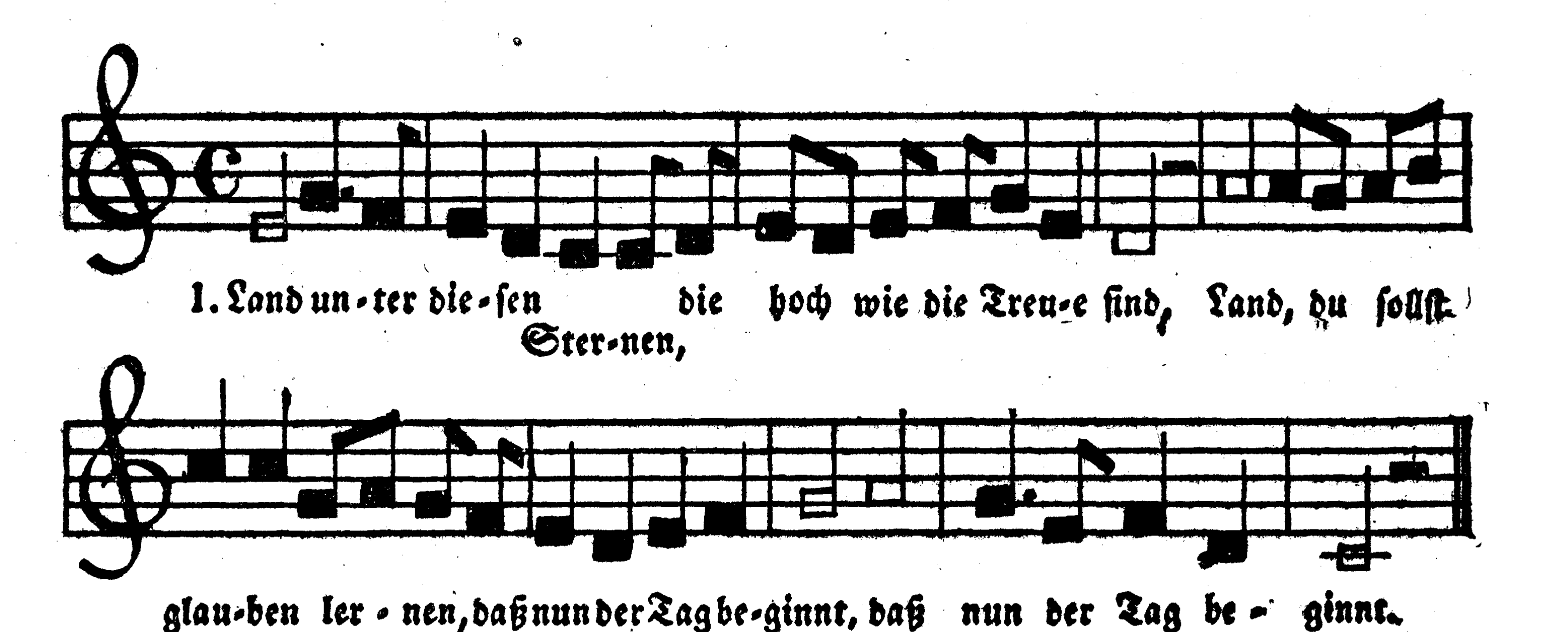
Im Januar 1915 erhielt ein brandenburgisches Regiment an einem regnerischen Tag den Befehl, mittags 12 Uhr die gegenüberliegende französische Stellung zu stürmen.

Die Gespräche im Graben waren längst verstummt, regungslos saßen und standen oder lehnten die Männer an ihren Plätzen. Plötzlich lief eine Welle von rechts heran, erfaßte zur selben Zeit die stumpf Dahinbrütenden, die Gleichmütigen und die Aufmerksamen und war schon weitergeflossen; selbst die Schlafenden erwachten und erhoben sich, und überall sah man im immer noch rieselnden Regen den matten Stahl der Bajonette aufblinken. Wenige Minuten später schlug mit glühendem Schrei eine zweite, eine heißere Welle in den Graben hinein, schlug sofort wieder feindwärts hinaus und riß die Soldaten aus ihrer Deckung auf das ebene Feld hinaus, auf dem sofort der Tod in wilden Sprüngen zu tanzen begann. Aus dem Schutz der Erde brach die gestaute Kraft eines ganzen Regimentes hervor, ergoß sich in rasender Flut gegen die Gräben des Feindes, entlud sich in Schreien der Wut, der Erregung, im fanatischen Schwung eines dämonischen Willens — der braune Boden war überflammt von einem grauen, brüllenden, jagenden Sturm, einem donnernden Orkan von Männern und Waffen, der in den ersten feindlichen Graben hineinschlug und sofort darüber hinausschwoll, der weiterfuhr in brausendem Toben und den zweiten Graben mit tausend glühenden, stählernen Spitzen erreichte, überrannte, der niederschlug, was sich verzweifelt, verbissen wehrte und nun zum dritten Sprung gegen die letzte Stellung des Feindes ansetzte.

Ein Trupp von einigen Infanteristen wurde von einem mit Handgranaten bewaffneten Pionier in einem Verbindungsgraben vorgeführt, der von der zweiten zur dritten Stellung des Feindes lief. Der Mann warf von Zeit zu Zeit seine Geschosse gegen eine Gruppe von Franzosen, die kämpfend zurückwich, und schließlich keine zehn Schritt vor ihm in einen Quergraben nach rechts flüchtete.

Der Pionier zog sofort eine neue Handgranate ab, um die Fliehenden noch zu erreichen, und hob den Arm zum Wurf, als in dem Quergraben vor ihm eine Anzahl deutscher Soldaten sichtbar wurde, die offenbar weiter links schon in die feindliche Stellung eingebrochen waren, und nun nach rechts aufrollten. Aber auch dort war die Welle der Stürmenden mit einem plötzlichen Aufbäumen nach vorn geschlagen, rechts und links von ihm liefen oben auf dem freien Feld die Kameraden überall nach vorn — und dicht hinter ihm, drängten ungeduldig andere, die nicht später kommen wollten als die übrigen, die nicht sahen, was in dem Graben vor ihnen vorging, und den unvermuteten Halt nicht verstanden.

Denn der Pionier stand da mit erhobenem Arm, als einziger herausgerissen aus seinem verbissenen, berserkerhaften Taumel und in die eisige Kälte eines unabwendbaren Schicksals gestellt, das sich in den nächsten Sekunden an ihm erfüllen mußte.
Die Handgranate ist abgezogen, und wohin er sie auch werfen mag, es ist Tod für eigene Kameraden. Er steht und sieht mit erstarrtem, bleichem Gesicht in die Runde von rechts nach links, und Bruchteile von Sekunden verlangen einen Entschluß. Hinter ihm schreit ein Offizier, warum es denn nicht weitergehe, und sie drängen und stoßen die vor ihnen Stehenden nach vorn, nur die beiden ersten, die direkt hinter dem Pionier stehen, erkennen auf einmal die Gefahr, sie schreien auf, sie stemmen sich verzweifelt mit Händen und Füßen in den Boden, in die Wände des Grabens, gegen die von hintenher Andrückenden.
Das alles währt nur wenige, kurze Augenblicke, an einer einzigen Stelle der vorwärtsstürmenden Front bildet sich ein Widerstand, ein Wirbel, — gleich wird er von der Sturzflut überrannt sein.
Der Pionier in seiner tödlichen Einsamkeit, während um ihn her der Rausch und Taumel die andern alle in den gemeinsamen Bann schlägt, reißt die Handgranate herunter, legt sie, wie eine Mutter ihr Kind, an die Brust, drückt mit inbrünstiger Bewegung vor den Oberkörper, preßt beide Hände darüber, empfiehlt seine Seele Gott dem Herrn und wirft sich auf die Erde, wühlt sich in den Graben hinein und deckt die Handgranate zu mit seinem Leibe. Unter dem Druck der Explosion hob sich der Körper noch einmal leicht empor und sank, umhüllt von einer tiefschwarzen Wolke, wieder zurück auf die Grabensohle.
Der Franzose verteidigte sich mit Kolben, Bajonette, Messern, mit allem was er hatte. Aber er wurde geworfen.
Den Namen des Pioniers meldet kein Bericht.



2. Land, gute Muttererde, die Halme stehn im Felde gut, frei brennt in jedem Herde das Feuer und die Glut.

3. Land über tausend Jahren, die Ströme nach den Meeren gehn, und heben sich Gefahren, du wirst gehütet stehn.

4. Du Land aus unserm Herzen, in deinen Bergen wächst das Erz, sieh uns, wer dich will treffen, der trifft in unser Herz.

Bejahe den Kampf, der alles Leben trägt

Der Führer sagt:

Wer leben will, der kämpfe also, und wer nicht streiten will in dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht.

Überall in der Natur, auf jedem Stückchen Boden, in jedem Wassertropfen und in jeder Erdkrume stehen sich zwei Kräfte gegenüber: Ein unbändiger Wille zum Leben, zur Erhaltung und Ausbreitung der eigenen Art, und das harte und folgerichtige Gesetz der Auslese, das jedem Geschöpf seine Grenzen weist, und nur die stärksten und gesundesten Glieder der einzelnen Art bestehen läßt. Alles Leben muß sich bewähren, nur im Kampf erwirbt es sich ein Recht auf sein Dasein. Und dieser Kampf gilt nicht nur für Pflanzen und Tiere. – Er behält seine gleiche, unumstößliche Gültigkeit auch im Leben des Menschen und im Leben der Völker.
Alles, was der einzelne erreicht, gelingt nur dann, wenn er sich ständig mit Widerständen auseinandersetzt und sie niederzwingt. Sei es, daß er sich durch seiner Hände Arbeit mühsam Stück um Stück seines Besitzes erwirbt, sei es, daß er im geistigen Ringen steht – stets kommt er nur dann weiter, wenn er seinen Kampf mutig und entschlossen auf sich nimmt. Und auch ein Volk wird nur dann bestehen, wenn es seine Kraft immer wieder von neuem erprobt, wenn es nur von seinen gesundesten und stärksten Kindern getragen wird und wenn es aus jeder Auseinandersetzung gefestigter hervorgeht.
Der Führer hat diesem Gesetz des Kampfes wieder Gültigkeit verliehen. Er hat bewiesen, daß es sich auch aus dem Leben der Völker nicht wegleugnen läßt, und daß es stärker ist als die Feigheit, die sich vor der ehrlichen Auseinandersetzung scheut. Er gibt der Welt heute mit seinen Soldaten das Beispiel, daß die Entscheidungen um die Zukunft Europas nur in einem ehrlichen, harten Kampfe fallen.
Bejahe den Kampf –
diesen Kampf, der Arbeit und Mühe im Alltag ist, der ausgetragen wird auf einsamem Vorposten in der Welt und der in unsern Tagen uns allen sichtbar zu einer gewaltigen Kraftprobe der Völker in der Welt geworden ist.

Im Leben des einzelnen ist die Arbeit der immerwährende Kampf um Dasein und Weiterentwicklung

Kampf um die Scholle

Der Michel Schreiner hatte einen Raum ausgestockt, den man mit zwei Ochsen innerhalb eines Morgens pflügen konnte. Es gab übermenschliche Mühe, das fast undurchdringliche Brombeer- und Himbeergestrüpp auszurotten, die Strünke aus dem Grund zu reißen, die urgesessenen Steine zu verdrängen, das Moos zu entfernen. Doch der nagenden Säge, der kerbenden Axt, dem drängenden Keil, der fressenden Flamme wich die Wildnis.
Des Bauern Leute waren oft dem Verzagen nahe; sie beneideten das Vieh, das im grasigen Buchenwald ruhig weiden durfte.
Die bejahrte Magd sank auf einen Stein hin und weinte: „Wir sind verraten und verkauft". Der Zachreis fluchte, der Boden sei verdorben, die vielen Felsen hätten ihn ausgesogen. Dumpf und gleichmütig starrte die Bäuerin ins Leere. Immer wieder spornt der Schreiner: „Laßt nit aus! Lehnt euch dran! Nur die ersten Jahre laßt hingehen!"
Er selber arbeitet rastlos. Wenn den anderen der Mut sank von der namenlosen Plage, er blieb ohne Klage und Fluch, obgleich ihm das Rückgrat krachte und sein Schweiß sich zur Erde goß; schweigend schaffte er mit Hebel und Hacke, aus der Wüstnis trächtigen Boden zu gewinnen. Wenn er die Größe der Wildnis überblickte, schien ihm seine Siedlung wie ein Kräutlein, versprengt in die karge Krume einer Felsritze. Aber ihm bangte darob nicht, vielmehr wuchs sein Wille, den Trotz des Urwaldes zu bezwingen.
„Es geht nimmer", ächzte die Magd. „Das Fleisch fallt mir vom Bein vor lauter Plage."
„Alle Wurzeln, alle Felsschrollen sind miteinander verzwängt und verzwickt, sie lassen sich nit rucken", greint der Knecht, „es wird nix Rechtes wachsen."
„Jeder Boden tragt, wenn Sonne und Regen darüber gehen", sagte der Schreiner oft. „Schaut, wie der Wald schwarz ist vor Laub! Eine saftige Erde ist das. Und wenn sie Bäume tragt, tragt sie Korn auch."
„Nit einmal einen Spatzen sieht man im Eisenstein", zankte die Magd. Und der Zachreis höhnte: „Wir verschroten das Gehölz, wir ödigen die finsteren Stauden an, bauen Hirschzäune, schlagen Wege und Schneisen und schinden uns, daß uns die Zunge lechzt. Schließlich müssen wir davon, weil wir es nicht schaffen."
„Mich vertreibt nix", sagte der Bauer ruhig.
Je mehr sie rodeten, desto gewaltiger tat sich ihnen die Wildnis auf und offenbarte der Menschen Ohnmacht.
Die Magd jammerte: „Wir armen, verlorenen Leut hätten nit hergehen sollen. Wir vergehen vor Mühsal. Wir erleben das liebe Korn nimmer. Wären wir blieben, wohin uns der Herrgott gesetzt hat!"
Aller Sehnsucht lauschte nach dem Lande hin, wo die Lerchen aus den Feldern stiegen.

„Überall ist gut Brot essen", rief der Schreiner.
„Ja, wenn man eins hat!" trotzte die Magd.
„Wonach einer ringt, das gelingt ihm."
„Öd und düster ist es da", hub der Zachreis wieder an. „Daheim ist alles schon gerichtet gewesen für Leut und Vieh, alles hat seinen stillen Gang gehabt. Der Mensch soll nit zuviel begehren. Daheim ist Ruh und Friede gewesen."
Der Lenora Blick traf in tiefem Vorwurf den Bauer. Der aber entgegnete leise: „Wir reisen auf der Erde wie auf einem Schiff. Es gibt nimmer Rast und Ruh, solang der Mensch lebt."
Dem Bauer aber kam der Tag, wo die nackte, braune Erde den Pflug empfing. Wo Wald geschaudert und Feld gestarrt, lag nun der Boden jungfräulich bereit. Flüchtige Wolken flossen darüber hin, die Sonne tränkte die Welt mit Licht.
Der Schreiner fühlte dunkel die Größe seines Manneswerkes, fühlte, wie es an das Göttliche grenzte, indem es die Schöpfung umgestaltete, den Boden erschuf, die Urbedingung menschlichen Lebens.
„Ihr himmlischen Wetterherren, laßt mir den Acker gedeihen!" bat er. Das Vieh zog an. Schwer und andächtig legte sich der Bauer in den Pflug. Da brach die Erde auf.
Der Pflüger blähte die Nüstern, er witterte aus dem Moder des vergangenen Waldes die Fruchtbarkeit. Im Furchenboden schritt er hin, der Fluß der Erde wogte auf und blieb starr und schwarz hinter ihm liegen. Stark und wundersam roch es.
Die Kraft der Erde schoß in des Ackermanns Ferse, er wandelte in Adel und Priestertum und herrisch trotz des in Mühsal gekrümmten Rückens, und er empfand in dieser Weile, daß die Menschheit in ihrem letzten Grunde auf dem Bauerntum beruhe.
Die dunkle Furche weilte dahin, das frisch angebrochene Land dampfte, und der Bauer legte nach altvererbter Sitte in die erste Furche opfernd ein Stück torfbraunes Brot.
Wärme strömte aus der eroberten Erde; eine neue, große Liebe sank aus seiner Seele nieder auf die neue Heimat. Er atmete breit und trieb mit rauhem Schrei das Gespann zum Werke an. O Welt, die braune Bauernschüssel!

Das Auslandsdeutschtum steht in der vordersten Linie der deutschen Kampffront

Nur von den Stärksten blieb die Spur

Das Schicksal unserer deutschen Brüder und Schwestern, die hinausgezogen sind in die Welt, weil die Heimat einmal keinen Raum und kein Brot mehr für sie hatte, ist ein einziges Beispiel für den unerschütterlichen Kampfeswillen, der unser Volk beseelt.

Als zum Beispiel die ersten Auswanderer nach Südamerika kamen, da ist diesen Siedlern nichts, was Menschen treffen kann, das Böseste nicht, erspart geblieben. Der Urwald ist wie der Riese im Märchen, der jungen, tapferen Prinzen vielerlei schwere Aufgaben zu lösen stellt. Erst wenn sie auch die allerletzte haben lösen können, tut sich die geheime Pforte des Berges vor ihnen auf, und sie können in das Schloß aus glänzendem Kristall, worin die schönste Prinzessin der Erlösung harrt. Der Riese sieht sie in die Schluchten stürzen, er sieht, wie Höllentiere sie zertreten. Aber er bleibt hart und läßt nicht eines der Gebote nach. So hat auch der Urwald keinem etwas nachgelassen. Sie haben alle Dinge lösen müssen. Und aus ihrem Schweiß und Elend, aus der Freiheit, von der sie träumten, und aus ihrem bißchen Glück sind in einem fernen Lande Weidegründe und selige Fluren erstanden, Städte und Dörfer an Flüssen und an gefestigten Straßen. In der Sierra, auf dem Camp und in den Tälern, soweit das Land reicht.
Nur von den Stärksten und Tapfersten ist eine Spur geblieben.
Wenn bei einem Anfang jedesmal die Hälfte blieb, dann nahm man dies als eine gute Zahl. Die andern? Viele flohen aus dem Wald. Sie gingen in die Städte. Wohl ihnen, wenn sie ein tüchtiges Handwerk verstanden! Manche gingen über die Grenzen weiter, immer dem Glücke nach, immerzu, und viele gingen hin, von wo es keine Heimkehr gibt. Und wie sah ihr Schicksal im kleinen aus? Wie traf es den einzelnen Mann. Die einzelne Frau?
Fritz Hörhold war mit seiner Frau und einem vierjährigen Mädchen vor fünf Jahren wie tausende vor ihm hierher gekommen. Er war ein fleißiger Mann, er und seine Frau. Sie erwarteten nichts Besonderes. Sie wußten: es ging noch viele Tage weit, dorthin, wo fast keine Menschen mehr lebten. Aber dort würden sie Land bekommen, und unzählige Bäume und Büsche würden ihnen gehören.
Sie kamen auf ihr Land, und sie schrieben nie schlecht, wenn es auch nicht schön war, daß sie damals ein paar Wochen mit anderen Familien in einem Schuppen schlafen mußten. Aber Hörhold arbeitete, und bald hatte er auf seinem Lande sein erstes Blockhaus stehen. Die Tür war nieder, aber man konnte sich ja bücken. Glas war keines im Fenster, aber der Laden schloß dicht, und im Herbst wollte er Glas mitbringen. Er mußte, wie alle, die kein Geld mitgebracht hatten, im Sommer zur Ernte nach dem Süden fahren, um sich etwas zu verdienen. Sie hatten sich aufgeschrieben, was er alles mitbringen sollte, wenn das Geld dazu reichte: einen richtigen Ofen, denn die Öltonne, in der sie heizten, rauchte doch zu sehr, eine neue Lampe, eine Tonne Petroleum, Fensterglas, Türklinken und Angeln, Dachpappe, denn Gras und Erde machten die Fugen doch nie ganz dicht, Werkzeug, einen Pflug und ein Pferd. Auch Frau Hörhold mit dem Mädchen ging nach dem Süden, obwohl sie ein zweites Kind erwartete. Sie kochte auf einer Farm für die Drescher. Da die Vorschrift aber lautete, ein Heimstätter müsse, falls er seines Landes nicht verlustig gehen wollte, in jedem Jahr mindestens sechs Monate auf seiner Heimstätte wohnen, so kehrte sie früher als ihr Mann in den Busch zurück. Bis zu ihrer Niederkunft mußte er ja längst zurück sein.
An einem Abend aber, als die tapfere Frau in der Dämmerung ihre zwei Eimer Wasser vom Bache holte, wohin ein schmaler Weg durch den Busch gehauen war, krachte es mit einem Male vor ihr im Gebüsch, daß sie jäh zusammenfuhr. Ein Elch brach prustend und stampfend über den Weg. Das Mädchen, das immer bei der Mutter war, fuhr ihr laut aufschreiend in die Röcke. Frau Hörhold ließ die Eimer fallen, die Knie zitterten ihr. Sie mußte sich an den Weg setzen. Sie verbiß den Schmerz. Nun war ihr Mann nicht da. Sie hatte schon gestern auf

ihn gewartet, schon vorgestern. Er hatte ja so früh wie möglich kommen wollen. Seither war alles so gut gegangen. Nun hatte sie sich doch wohl überschätzt. Nun war sie wohl doch nicht der Kerl, für den sie sich gehalten hatte. Aber heute konnte er ja nicht kommen. Der Holzzug kam am Freitag zur Station. Von dort brauchte er noch gut zwei Tage. Aufhalten würde er sich nirgends.
Das Kind zog sie am Rock und bettelte: „Komm, heimgehen!"
Heimgehen! O Kind! Sie versuchte aufzustehen. Sie mußte ja; bis zur Hütte des nächsten Nachbarn war es eine halbe Stunde Wegs.
Ihre Füße schienen sie nicht mehr zu tragen. Aber es mußte gehen. Sie hielt sich an den Bäumen fest. Sie knickte ein paarmal in den Knien ein. Noch zehn Schritte, hoch, fünf, ach, noch zwei, dann würde sie sich schon am Haus halten können. Sie war an der Tür. Das Kind war hinters Haus gelaufen. Sie rief nach ihm und merkte, daß sie kaum noch eine Stimme hatte. Die Zunge klebte ihr am Gaumen. Sie konnte den Mund fast nicht mehr schließen. Der Riegel an der Tür ging so schwer. Das Kind schob ihn vollends zurück. Sie fiel vornüber über das vordere Bett.
Hörhold hatte auf der Dreschstelle keine Ruhe mehr gehabt, und war doch zwei Tage früher weggegangen. Er ließ seine Sachen alle an der Station. Den Weg nach Hause machte er in anderthalb Tagen, weil er die Nacht über zu Fuß weiterging. Einmal verlief er sich dabei. Es war aber zum Glück mondhell, so daß die Axthiebe in den Bäumen zu sehen waren. Er kam dann am Sonntag gegen Abend in seinen Busch und rief schon von weither die Namen der Frau und des Kindes, diesen oft zehnmal und öfter hintereinander. Nun mußte man ihn doch hören. Immer noch nicht, immer noch nicht. Der Schweiß trat ihm auf die Stirne. Er fing an zu laufen und mit großen Schritten über Wurzeln und Äste im Wege zu springen. Jetzt sah er die Hütte. Das kleine Blechrohr müßte doch rauchen! Er zerknüllte sein Taschentuch in der Hand, daß ihm die Finger wehtaten. Ein Ast streifte ihm den Hut herunter. Er bückte sich nicht danach. Die Tür war unverriegelt. Er zitterte derart, daß er den Riegel nicht gleich erwischte. Jetzt hatte er die Tür offen. Er warf sie weit zurück, damit Licht hereinkomme. Da lag sein Weib. Es schnürte ihm den Hals zu. Sie durfte nicht tot sein. Eine Hand hing herunter. Er faßte sie. Sie war warm. Da stöhnte die Frau. Sie lebte! O, sie lebte! Sie lebte, sie lebte! Es wurde ihm schwindelig, er mußte sich am Bett halten. Sie lebte! Er bettete ihren Kopf auf das Kissen. Er deckte sie zu. Es war furchtbar. Das Neugeborene war tot.
Was sollte er denn tun? Aber wo war denn das Mädchen? Er ging von die Tür und rief ihren Namen. Er sah hinters Haus. Da lag das Kind, an dem Platz, an dem es am liebsten spielte und hatte seine schmutzige Puppe im Arm. Er kniete zu ihm hinunter. Das Kind schlief und atmete ruhig. Sein Gesichtchen war von Tränen und Schmutz fast unkenntlich. Er weckte es. Es erschrak und weinte laut, denn es erkannte den Vater nicht gleich wieder. Als er es auf dem Arm hielt und küßte und ihm alle seine Kosenamen ins Ohr sagte, wurde es ruhig. Dann lief er, das Kind auf dem Arm, durch den Busch und holte den Nachbarn.
Die beiden Männer waren über eine Woche Tag und Nacht um die Frau bemüht, und sie wurde ihnen gesund. Hörhold liefen die Tränen übers Gesicht, als sie zum erstenmal wieder die Augen auftat. Ja, die Frau wurde wieder gesund.
Und nach zwei Jahren lag ihnen auch wieder ein Kindlein in der blauen Holzwiege vor ihrem Blockhaus! Da waren sie dankbar und froh und schafften nun noch unermüdlicher auf ihrem Acker.

Im Kriege beweist sich die Kraft des Volkes und sein Wille zum Leben

Die Frontschwester

Im Feldlazarett 1918.

Das Feldlazarett, sechs Kilometer hinter der Front, glich mehr einem Hauptverbandsplatz. Eine Scheune mit halbzerschossenem Dach war der „Operationssaal". Verschiedene schmale Holztische standen darin nebeneinander.

Der süßliche Äthergeruch im Operationssaal verschlug mir oft den Atem: er legte sich hart auf den Magen, daß man nicht essen mochte. „Essen!" Das war überhaupt ein Thema für sich da draußen, genau so wie „schlafen". Beides waren Luxusartikel für uns alle, die wir im Lazarett arbeiten.

Bisweilen lieferten uns die Truppen Eßwaren. Da hinter uns die Bahnlinien längst zerschossen waren, kam alles mit Autos heran — oder auch nicht! Häufig versorgten uns die Flieger mit Schokolade, die sie für Fernflüge erhielten. Tagelang war das meine einzige Nahrung, die ich zu mir nahm, so zwischendurch, wenn man für kurze Minuten die Arbeit unterbrach.

Der Dienst war überaus anstrengend. Manchmal arbeiteten wir drei Tage und Nächte durch, ohne zum Hinlegen zu kommen. Tags wurde operiert, und nachts kamen die Transporte von der Front.

Eines Tages erschien der Oberstkommandierende unseres Frontabschnittes. Er suchte seinen Adjutanten, der neben ihm verwundet worden war. Ich ging mit ihm durch die Reihen der Verwundeten, die auf Stroh am Boden lagen; unsere Betten reichten ja nicht im entferntesten mehr aus. Schließlich entdeckten wir den Gesuchten. Er lag unter einer Wolldecke, seine seidene Mütze hatte er noch bei sich. Ich gab ihm meinen Abendtee zu trinken, den seine fieberheißen Lippen gierig schluckten. Der General stand längere Zeit schweigend dabei. Seine Augen durchwanderten die Reihen der Soldaten da auf der Erde. Endlich schüttelte er den Kopf und sagte: „Was Sie alle hier so selbstverständlich leisten, das könnte ich nicht! Ganz unmöglich wäre mir das!"

Wie eisern hart der Dienst war, zeigt eine kleine Geschichte. Die Flieger kamen täglich mehrmals, und besonders des Nachts waren sie eine große Plage. Wir kümmerten uns schon gar nicht mehr darum, obwohl sie mehr als einmal über unserem Ort ihre „Visitenkarten" abwarfen, da Munitionstransporte in unserer Nähe lagen. Eines Tages platzte bei uns, gerade während einer Bauchschußoperation, ein Bombensplitter herein. Ein Arzt war sofort tot. Durch den Luftdruck war ich an die Wand geschleudert worden. Eine scharfe Stimme rief: „Schwester — weiter operieren!" Und wir arbeiteten ruhig weiter, als ob nichts geschehen wäre. Der Patient hatte in der Narkose gar nichts davon gemerkt. Nur in der Ecke stand die Bahre, auf der unter einem Laken der Arzt lag, der soeben noch mit uns gearbeitet hatte. Wir durften nicht nachdenken, jede Minute war kostbar für das Leben der uns anvertrauten Soldaten. Das wußten wir genau

und handelten danach. Es ist überhaupt mit erstaunlicher Genauigkeit und Sorgfalt unter den primitivsten Verhältnissen gearbeitet worden. Trotzdem wir alle mehr als ermüdet waren, versagte keiner. Wie ein gut eingespieltes Uhrwerk klappte alles. Ärzte, Sanitäter und Schwestern arbeiteten Hand in Hand.

Wir mußten alle selbständig handeln.

Besonders schwer war unsere Arbeit in den letzten Sommermonaten des Krieges, die zur Entscheidung hindrängten. Wenn ich dann des Nachts zu meiner Wohnbaracke ging, leuchteten die Sterne, an der Front blitzte es wie Wetterleuchten, Leuchtkugeln schimmerten und zerplatzten, das dumpfe Rollen des Trommelfeuers durchschauerte mich. Fröstelnd wickelte ich mich in meine Wolldecke. Kleider abzulegen war ich zu müde. Wie oft geschah es dann aber, daß — gerade wenn ich die schmerzenden Augen schließen wollte — harte Männerfäuste an meine Tür pochten: „Schwester — neuer Transport!" Haube aufgesetzt, Gesicht gewaschen und draußen war ich! Da standen sie alle, eine Bahre neben der anderen, meistens Gasvergiftete, die schwer mit der Atemnot rangen. Die Leute klammerten sich manchmal in ihrer Angst so fest an mich, daß sie mir die Schürze zerrissen. Wenn man das sah, so dachte man nicht mehr an sich selber, sondern nur noch daran: Wie kannst du helfen?"

Bei nächtlichen Fliegerangriffen begannen die Verwundeten sehr unruhig zu werden. Sie waren oft gar nicht zu halten.

Da stand man dazwischen, auf sich allein angewiesen, denn die Leute waren alles hilflose Verwundete. Man hörte die Flieger herankommen, das Surren der englischen Motoren, das ganz anders klang als das der unseren, hörte eine Bombe nach der anderen einschlagen, beobachtete, von welcher Richtung sie kam; oft kamen sie von mehreren Seiten. Die Einschläge kamen immer näher. „Wird sie uns jetzt treffen?" Das war die bange Frage, die jeden von uns bewegte.

Schlaf war eine Seltenheit geworden, oft habe ich drei Tage kein Auge zugetan. Man kam einfach nicht dazu. Zwei andere Schwestern fielen aus; eine hatte eine Fliegerbombe verwundet, die andere starb an Grippe in meinem Zimmer. Wenn ich nach ihr sah, sagte sie stets, ich solle doch zu den Verwundeten gehen, sie brauche niemanden. Da sie sehr erschöpft war, leistete ihr Körper keinen großen Widerstand; sie starb sehr schnell. Ich war die letzte Schwester im Feldlazarett.

Immer heftiger wurden die Angriffe an der Front. Tag und Nacht donnerten die Geschütze, oft zu einem wahren Orkan anschwellend. Alles erzitterte, und die Türen sprangen vom Luftdruck auf. Die Fenster klirrten dauernd leise, wenn noch Scheiben da waren, denn die ewigen Fliegerangriffe hatten sehr viel bei uns zerstört. Wir arbeiteten emsig. Ich habe oft die Ärzte bewundert, wie sie eisern und unentwegt standen und die schwierigsten Operationen, die mitunter stundenlang dauerten, ausführten. Alles um uns herum bebte vom Kanonendonner. Wenn Flieger gemeldet wurden, erwiderte der Professor immer nur: „So?" das war alles. Wir taten unseren Dienst, hörten und sahen sonst nichts — gar nichts! —

Wir wissen, es wird nichts im Völkerleben geschenkt, alles muß erkämpft und erobert werden.

Der Führer



Burgen müssen fallen, daß den Wächtern bleibt die Wacht, Hörner müssen schallen, daß das Heer nicht schläft zur Schlacht. Macht euch bereit! Voll Gewitter steht die Zeit.

Burgen wachsen wieder, was besteht, das wächst im Sturm, brechen Berge nieder, auf den Trümmern bleibt der Turm. Macht euch bereit! Voll Gewitter steht die Zeit.

Tretet nun zusammen, Tod und Freiheit sterben nicht, aus des Krieges Flammen tragen wir ein starkes Licht. Die Feinde brecht! Und das Leben setzt ins Recht!

Bewähre Dich vor dem Leben, erkenne Pflicht und Verantwortung und handle danach

Der Führer sagt:

Wie immer auch das Leben und das Schicksal des einzelnen sein mag, über jedem steht das Dasein und die Zukunft der Gesamtheit.

Jeder von uns ist den Gesetzen des Lebens verpflichtet, und niemand kann sich aus ihrer großen Ordnung herauslösen. Alles, was wir tun oder lassen, jede Entscheidung und jedes Wagnis erfährt seine letzte endgültige Wertung durch die Gesamtheit, der es dient.

Diese Verpflichtung muß uns zum Richtmaß unseres Handelns werden. Wohl wird es geschehen, daß wir immer wieder in Zweifel oder Unsicherheit fallen, daß wir an einen bequemen Ausweg oder an ein blindes Sich-Treiben-lassen denken. Doch stärker als diese Schwäche muß sich unser Mut beweisen, der von uns immer aufs neue den Einsatz des ganzen Menschen fordert. Denn unser Schicksal und das Schicksal unseres Volkes sind nichts Vorherbestimmtes, dem wir unabwendbar verfallen sind: Nein, unser Wille, unsere Bereitschaft, unsere Pflichterfüllung und unser Opfer bestimmen allein das Los, das uns gegeben wird. Denn größer als jedes Schicksal ist der Mensch, der es zu meistern weiß.

So wollen wir es lernen, an unserer Stelle zu bestehen und uns tapfer und verantwortungsbewußt mit dem Leben auseinanderzusetzen. Es ist ganz gleichgültig, wo und wie das geschieht — ob irgendwo im Alltag, in Fragen unserer Ehre oder im letzten Einsatz für Volk und Nation — notwendig ist nur das eine: daß wir so leben, daß sich der Führer immer auf uns verlassen kann.

Und wenn es uns jetzt irgendwann einmal schwer werden will, eine übernommene Pflicht zu erfüllen, einer notwendigen Forderung zu gehorchen oder ein Opfer zu bringen, dann wollen wir an das Beispiel der Millionen deutscher Soldaten denken, die in jeder Stunde unendlich viel mehr an Einsatz und Opfer geben, als es von uns je verlangt wird. Unser Dank an sie, die ihren Kampf für unsere Sicherheit und für den Frieden unserer Kinder führen, kann allein in der Erfüllung der Pflichten liegen, die vor uns in der Heimat stehen. Nur dann erweisen wir uns dieser Zeit würdig und bestehen wir vor dem Leben.

Wir wollen nicht nach unserer Bequemlichkeit und unserem Vorteil fragen, sondern allein das Notwendige tun. – Das aber ist: Dort ausharren, wo wir gebraucht werden und unseren Kriegsdienst leisten

Fünf kleine Kinder

„Uff, dieser Tag wäre mal wieder geschafft!“ Hilde läßt sich erschöpft auf ihren Sitz in der Straßenbahn fallen und lehnt den Kopf müde gegen die Rückenlehne. Es ist wirklich nicht einfach, die fünf Gören von Schumachers Tag für Tag zu versorgen, man müßte eigentlich dreimal so viel Arme und Hände haben, um mit der ganzen Arbeit fertig zu werden! Es wird wirklich das Beste sein, wenn sie ganz zu Schumachers zieht, dann hat sie morgens und abends nicht die lange Anfahrt und braucht sich mit der Arbeit auch nicht ganz so abzuhasten. Wenn Mutter nur damit einverstanden sein wird – Hilde hat eigentlich ein bißchen Angst davor, ihr diesen Entschluß mitzuteilen.
Als sie nach Hause kommt, rückt Mutter ihr das Abendbrot auf dem Tisch zurecht und setzt sich zu ihr.
„Na, wie war's?“
„Schön!“ sagt Hilde und beißt hungrig in die Stullen, „wir haben den Garten umgegraben und Erbsen gesät und Lorchen ist zum erstenmal allein gelaufen, denk dir, drei Schrittchen, es sah so niedlich aus!“
„Hm –“, Mutters Antwort kann Zustimmung oder Gleichgültigkeit sein. Das läßt sich nicht so genau feststellen. Aber Hilde kümmert sich nicht darum, sondern redet schon eifrig weiter:
„Und die Zwillinge haben heute ihr erstes Diktat ohne Fehler heimgebracht, das kommt sicher daher, daß ich jetzt immer mit ihnen übe. Ja – und das hätte ich beinahe ganz vergessen: Evi habe ich heute nachmittag ein neues Schürzchen gemacht, ich kann jetzt schon prima nähen, du wirst staunen!“
„So – –“ Mutters Stimme ist tatsächlich ein wenig ärgerlich, „und wie lange gedenkst du das noch zu tun?“
„Wie lange?“ Hilde starrt sie entgeistert an und behält die Teetasse in der halb erhobenen Hand, – „wie meinst du das?“
„Ich meine, daß du jetzt lange genug Kindermädchen bei dieser Frau Schumacher gewesen bist. Du sollst dir endlich einen vernünftigen Beruf suchen.“
„Aber Mutter – du weißt doch, daß ich gar nichts anderes tun mag – es ist doch am schönsten so – und macht so viel Spaß!“
„So – aber mir macht es keinen Spaß, daß du dich von früh bis spät abrackerst und dabei nichts Vernünftiges lernst. Das Pflichtjahr mußte sein, meinetwegen, aber nun ist Schluß damit.“
„Und die Gören? Und Frau Schumacher?“
„Die wird schon jemand anderes finden.“
Hilde springt auf und rennt aufgeregt im Zimmer hin und her.

„Aber Mutter, ich verstehe dich nicht. Du weißt doch, daß ihr Mann im Felde ist. Da hat sie den Laden, den Haushalt und die fünf Kinder. Stell' dir doch vor, wenn sie da wieder ein neues Mädel anlernen muß!"
„Das geht uns nichts an, Hilde — jetzt mußt du zuerst einmal an dich denken. An dich — und an deine Zukunft."
Hilde schweigt betroffen. Sie hat zuerst gedacht, Mutter wollte nur ein wenig schimpfen. Sie tut das manchmal gerne und es ist nicht weiter schlimm. Aber dieser Ernst zeigt ihr, daß Mutter sich wirklich Sorgen um sie macht.
„Was denkst du denn, was ich tun soll?" fragt sie endlich unsicher.
„Paß auf, Kind, ich habe hier ein sehr günstiges Angebot für dich. Die Firma Schneider sucht eine tüchtige Anfängerin für ihr Büro. Du kriegst dort zuerst achtzig Mark, erhältst aber schon nach 3 Monaten eine Zulage. Ich kenne den Personalchef, er will dafür sorgen, daß du gut ausgebildet wirst und in zwei, drei Jahren kannst du schon Sekretärin sein."
„Ja — —". Hilde ist so überrascht, daß sie noch nicht viel sagen kann. Sie denkt nur plötzlich, daß sie dann jeden Abend um 6 Uhr fertig sein wird und eine ruhige, bequeme Arbeit hat. Keine Windeln sind zu waschen, kein Kindergeschrei gilt ihr — sie wird sich hübsch anziehen und abends ins Kino gehen — und nicht mehr zu verschaffte Hände haben und so müde sein wie jetzt — —
Mutter nickt ihr zu. „Siehst du, ich denke, du überlegst es dir. Und Frau Schumacher sagst du morgen Bescheid. Oder soll ich es tun?"
„Nein — nein, das mach' ich schon", wehrt Hilde ab. Sie ist noch ein wenig benommen, aber vor ihrem Innern stehen viele lockende Bilder.
Am nächsten Tag ist sie wieder bei ihren „Gören". Sie stürzen ihr lachend entgegen, zerren sie ins Spielzimmer und haben hunderterlei zu erzählen. Sie muß das Lorchen waschen und anziehen, die Schulbrote für die Großen richten und den Kleinen die Schuhbänder verknüpfen, sie hat alle Hände voll zu tun und immer ruft eins: „Hilde, hilf mir, — Hilde, weißt du nicht —?"
Für einen Augenblick kommt Frau Schumacher aus dem Laden herauf, läßt sich aufseufzend auf den nächsten Stuhl fallen und drückt den Arm gegen den Rücken. „Ganz kreuzlahm bin ich schon wieder, dabei hat der Tag eben erst angefangen! Wie gut, daß wir dich haben, Hilde, ich glaube, ohne dich geht es gar nicht mehr!"
Hilde wird rot. Sie muß jetzt eigentlich mit ihr sprechen — aber ein Blick in das blasse Gesicht verschließt ihre Lippen.
„Hast du deine Mutter schon gefragt, ob du hier schlafen darfst?" Das Mädchen schüttelt den Kopf.
„Noch nicht", stotterte es verlegen, „es paßte gestern so schlecht."
„Schade — aber tue es bitte bald. Wir brauchen dich hier immer nötiger — meine fünf Trabanten wollen im Herbst noch ein Geschwisterchen haben."
Hilde steht wie erstarrt. So ist es? Und sie?
Aber da streckt ihr Frau Schumacher die Hand entgegen und sieht sie froh an: „Du sollst dich doch mit uns freuen!"
An diesem Tag verrichtet Hilde ihre Arbeit wie im Traum. Sie grübelt und sinnt unaufhörlich, aber ihre Gedanken kommen zu keinem Ziel.
Sie wacht aus diesem Zustand erst auf, als sie am Nachmittag, als sie gerade in der Küche ist, ein lautes Gebrüll aus dem Kinderzimmer hört. Gleich darauf stürzen die Gören zu ihr herein und zerren das einjährige Lorchen hinter sich her. „Hilde, Hilde, der Peter ist ihr auf die Hand getreten, — da — sie sieht ganz blutig aus!"

Sie heulen alle fünf, und das Jüngste ist ganz blaß vor Schreck und streckt Hilde seine zerschundenen Fingerchen entgegen. Da muß sie kühlen und verbinden und trösten und hat gar keine Zeit mehr dazu, sich ihren Grübeleien hinzugeben. Sie weiß nur mit einemmal, daß sie hier nicht fortgehen darf und daß sie an dieser Stelle ausharren wird — gegen alle Einwände und auch gegen ihre eigene Selbstsucht.

Ob Mutter es verstehen wird? Zuerst bestimmt nicht — aber Hilde darf jetzt nicht nachgeben.

Als sie sich am Abend bei Frau Schumacher verabschiedet, sagt sie kein Wort von dem Kampf, den sie heute ausgetragen hat. Sie gibt ihr nur die Hand und meint: „Ich denke, daß ich am Sonnabend herziehen kann."

Wir wollen darüber wachen, daß die Ehre unseres Volkes und die Reinheit unseres Blutes in jedem von uns hochgehalten werden. Denn unser Volk braucht Tausende von gesunden Kindern, damit die Wunden, die dieser Krieg uns schlägt, wieder geheilt werden

Der Fremde

Von den Scheunenwänden und Gartenzäunen des Dorfes schrien grelle Plakate: „Sonntag abend Tanzmusik." Die Mädchen gingen ein wenig langsamer, wenn sie an dem bunten Anschlag vorbeikamen. Sie stießen sich wohl auch verstohlen an und wiesen mit einer Kopfbewegung darauf hin, aber darüber reden mochte keine. Es war so unglaublich und fast wie ein Traum, daß sie nach Monaten der Stille plötzlich wieder ein Vergnügen haben sollten — sie sprachen lieber gar nicht erst davon, sonst verflog der Spuk und sie hatten das Nachsehen. Aber insgeheim plätteten sie die Rüschen und Bänder ihrer Festkleider, rieben die Schuhe blank und versuchten des Abends eine neue Haartracht vor dem Spiegel. Bei diesen Vorbereitungen hielten sie freilich immer wieder inne. Tanzmusik würde es geben — ja. Aber mit wem sollten sie hingehen? Gab es denn überhaupt noch junge Burschen im Dorf? Sie überlegten — zwei, drei, vier kamen zusammen. Alle anderen waren Soldat. Und ein heimliches Seufzen galt dem, mit dem jede am allerliebsten zusammen gewesen wäre. Plötzlich wanderte ein Gerücht durch das Dorf. Zuerst war es nur ein „Vielleicht", am Ende aber ein ganz klares „Bestimmt": Unsere Soldaten werden auf Urlaub kommen. Nun wagten sie es alle, ihre Vorfreude zu zeigen, und seit langem war nicht so viel frohes Lachen aus den Ställen und von den Feldern geklungen.

Auch Marthe Steffens, das Mädchen vom Birkenhof, erfuhr davon. Sie war vor zwei Jahren aus der Stadt gekommen, damals, als im Dorf das erste Landdienstlager eröffnet wurde. Als ihre Zeit abgelaufen, war sie nicht zurückgekehrt, sondern hatte sich einen Dienst gesucht, weil sie spürte, daß sie hier mehr leisten

konnte als in ihrem Büro, und weil sie erkannte, wie sehr hier jede Kraft gebraucht wurde. Sie war auf den Birkenhof gegangen, weil er weitab vom Dorfe lag, und der Bauer dort nie eine Hilfe bekam. Allen Mädchen war der Ort zu einsam. Aber Marthe Steffens fragte nicht nach der Einsamkeit, sie wollte nur arbeiten – und das konnte sie hier so gut, wie an keiner anderen Stelle. In den letzten Monaten war es freilich auch ihr oft ein wenig unheimlich geworden. Der Bauer war fort und schrieb selten einmal einen kurzen Gruß aus dem Westen und seine alte Mutter ging mißtrauisch und stumm in dem leeren Hause umher, konnte selber nichts mehr tun und ließ der jungen Marthe, die jetzt allein für den Hof, für das Vieh und den Acker sorgen mußte, nie ein Zeichen der Ermunterung oder der Zustimmung zukommen. Besonders schlimm war es geworden, seitdem der Fremde auf dem Hof war. Mit dreißig anderen war er im Spätherbst ins Dorf gekommen und die Männer wurden auf die einzelnen Höfe zum Arbeiten verteilt. Sie waren anders, ganz anders als die Dorfleute. Sie sprachen und lachten unaufhörlich und redeten ohne Aufhören in ihrer fremden Sprache. Des Abends saßen sie vor den Häusern und sangen, sie blinzelten den Mädchen zu, wo sie sie nur trafen, und sie hatten wohl auch ein paar zärtliche Sätze, deren Sinn man erraten konnte, und die sie dann anbrachten, wenn sie alleine in der Küche saßen oder draußen auf dem Feld schafften.

Marthe war dem Fremden offen und vertrauend gegenübergetreten. Er wollte ihr helfen, das genügte ihr, darüber hinaus fragte sie nicht. Aber die alte Bäuerin kniff die Lippen zusammen und erschien oft unversehens in der Scheune oder auf dem Acker, wo Marthe neben dem Fremden arbeitete. Sie blieb stehen dann im Hintergrund, hatte wachsame Augen und ging erst nach langer Zeit wieder fort.

Der Fremde lachte, wenn sich der Aufschlag ihres Stockes in der Ferne verlor, er schnitt eine Grimasse und sprudelte eine Flut unverständlicher Sätze hervor. Marthe rückte unbehaglich mit den Schultern. Sie verstand die Alte nicht, aber sie spürte, daß irgendeine Sorge ihr seltsames Gebaren bestimmte.

Nun war im Dorf der Tanz angesagt. Sollte sie hingehen? Marthe war jung und freudehungrig, sie kannte seit Monaten nur noch die Arbeit und wäre so gerne wieder einmal von Herzen froh gewesen. Sie reckte sich bei dem Gedanken, strich die Haare aus der Stirn und fühlte mit einemmal wieder, wie lebendig sie war. Als ihr Blick sich nach einer langen Weile, in der sie auf die Hacke gestützt über das Feld hinweg in die Ferne geträumt hatte, zurückfand, erkannte sie dicht vor sich das Gesicht des fremden Mannes. Er stand genau so wie sie untätig da, seine Augen hatten einen unbeschreiblichen Glanz, und er schaute das Mädchen an, daß diesem das Blut jäh bis über die Haare stieg. Er bewegte seine Lippen fast unhörbar, aber Marthe ahnte, daß es ein leidenschaftliches, heißes Wort war, das er immer wieder vor sich hinsprach. Da senkte sie verwirrt den Kopf und begann hastig zu arbeiten.

Was war das? Was wollte der Fremde von ihr? Den ganzen Tag lang kreisten ihre Gedanken unaufhörlich um sein aufgewühltes Gesicht, um die Worte, die er geflüstert hatte. Und plötzlich erschien ihr vieles, das sie bisher kaum beachtet hatte, in anderem Licht. Sie dachte an die stetige, ritterliche Sorgfalt, mit der er sie umgab, an die Lieder, die er abends vor der Türe sang, an die Blicke, mit denen er ihrem Tun folgte und alles erhielt einen neuen Sinn.

Und pötzlich freute sie sich unbändig auf den Sonntag, sie lachte leise vor sich hin und blickte verstohlen zu dem Fremden hinüber. Es war, als hätte der nur darauf gewartet, denn auch er schaute auf Marthe und nickte ihr zu.

Wenn sie in diesen nächsten Tagen zusammen waren, dann vermied Marthe, jede Erinnerung an die Stunde auf dem Feld wach werden zu lassen. Aber sie konnte es nicht verhindern, daß sie rot wurde, sobald er sie ansprach, und daß sie des Abends lange wach lag, wenn seine fremden, sehnsüchtigen Weisen unter ihrem Kammerfenster erklangen.
So kam der Sonntag heran. Marthe wußte es längst, daß auch der Fremde ins Dorf gehen würde, sie hatte aufgeregte Hände, als sie sich umzog und fertig machte, und kein Schmuck erschien ihr für dieses Fest schön genug. Als sie beinahe fertig war, klinkte die Zimmertür auf – Marthe fuhr herum und starrte erschrocken auf die alte Bäuerin, die dunkel und unbewegt in der Öffnung stand.
„Du gehst tanzen?"
„Ja."
„Mein Sohn hat dir den Hof anvertraut."
„Ja –?"
„Er sagte, du bist jung und zuverlässig, du hast mehr Kraft als ich alte Frau."
Marthe schwieg. Was wollte die Bäuerin von ihr? Mußte sie ihr heute, gerade heute sagen, warum sie sie mit ihrem Mißtrauen und mit ihrer Wachsamkeit verfolgte?
Sie blickte an der dunklen Gestalt vorbei und schaute zum Fenster hinaus. Sie sah über den schon abendlichen Hofplatz und erkannte den Fremden, der am Baume stand und wartete. Auf mich! freute sie sich und wollte die alte Frau mit ein paar kurzen Worten beruhigen. Doch da wurden ihre Augen plötzlich schreckensgroß. Was tat der Mann? Marthe sah deutlich, wie er den kleinen Hütehund am Nackenfell gepackt hielt, ihn langsam in den Brunnentrog tauchte und unter das Wasser drückte. Sie ging an der Bäuerin vorbei zum Fenster und beugte sich weit hinaus – es blieb dabei, der Fremde versuchte augenscheinlich, wie lange das Tier unter Wasser bleiben konnte. Der Hund heulte und schrie – auch die alte Frau trat ans Fenster und blickte auf das Schauspiel.
„Willst du immer noch gehen?"
Da trotzte Marthe plötzlich auf. „Ja! Verbieten lasse ich es mir nicht."
Aber sie verließ das Haus nicht über den Hofplatz, sondern wählte den schmalen Fußweg, der hinter dem Garten ins Dorf führte. Aus dem Gasthaussaal klang das taktmäßige Dröhnen des Schlagzeuges, eine Geige sang und Mädchenlachen schlug ihr entgegen, als sie eintrat. Sie schaute sich um. Es waren schon viele Gäste da, fast alle Dorfmädchen, ein paar Burschen aus der Umgegend – ja, und alle fremden Arbeiter. Sie hatten ihre Ecke für sich, lachten laut und blickten immer wieder zu den Mädchen hinüber.
Marthe fand ihren Platz und setzte sich still zu den andern. Die schwatzten und kicherten, klagten, daß ihre Soldaten nun doch keinen Urlaub bekommen hätten und trösteten sich im nächsten Augenblick lachend damit, daß es ja genug andere Tänzer gäbe.
Marthe war ganz still. Das Erlebnis auf dem Hof hatte sie so verwirrt, daß sie sich keinen Rat wußte. Sie hörte nur teilnahmslos auf die Reden der anderen. Die erzählten, was sie von den Fremden wußten.
„Es sind ganz feine Leute drunter, die zu viel was Besserem geboren sind als zur Landarbeit!"
„Unserer ist ein Studierter!"
„Und unserer hatte ein großes Geschäft!"
„Warum arbeiten sie dann aber bei uns?" fragte eine verständnislos.

Die Mädchen zuckten die Achseln.
„Wissen wir's? Sie waren arbeitslos — glaube ich."
„Die Hauptsache ist, es sind gute Tänzer!" lachten ein paar los, „hoffentlich können wir es bald feststellen."
Da wachte Marthe Steffens aus ihrem Grübeln auf.
„Ist — ist das denn recht? Wir tanzen mit den Fremden und unsere eigenen Männer sind im Feld?"
Die Mädchen schwiegen betroffen, doch dann meinte eine:
„Du mußt uns das gerade sagen, Marthe, du verstehst dich mit dem Fremden doch noch besser als mit deinem Bauern!"
Marthe wurde rot und senkte den Kopf. Doch dann straffte sie sich und blickte die andern offen an:
„Ja, so war es, ich will mich nicht besser machen. Ich war dem Fremden gut. Weil ich allein war und wenig Freude hatte und weil die gemeinsame Arbeit uns zusammenbrachte. Aber ich habe heute etwas gesehen — — — sie sind anders, ganz anders als wir. Sie gehören nicht zu uns!"
„Aber sie arbeiten für uns!"
„Schlimm genug, daß wir nicht genug eigene Kräfte dafür haben! Aber für ihre Arbeit bekommen sie Geld — nichts mehr!"
Die Mädchen sitzen stumm und überlegend da. Sicherlich, die Marthe hat recht — aber sollen sie denn gar kein Vergnügen haben? Ist es denn ein Unrecht, wenn sie mit den Fremden tanzen?
„Es bleibt nicht dabei —" sagte Marthe und senkt den Kopf. Sie schämt sich vor sich selbst, daß sie sich überhaupt einmal vergessen konnte, aber sie weiß auch, daß sie jetzt nicht nachgeben darf. „— und es ist treulos von uns — gegenüber unseren Soldaten. Die liegen draußen im Graben und müssen Übermenschliches leisten — wollen wir so schwach sein, daß wir nicht mehr daran denken?"
Die Mädchen sehen nachdenklich vor sich nieder. Marthe hat recht, sie dürfen die dort draußen nicht vergessen — und sie müssen sich bewähren — genau so, wie die Soldaten vorne vorm Feind. Es ist nicht genug damit, daß sie die Höfe versorgen, das Vieh füttern und den Acker bestellen — sie müssen sich auch selbst bewahren.
Marthe steht auf und streicht an ihrem Kleid herunter. „Ich gehe heim —", sagt sie leise und wendet sich zur Tür. Zwei, drei, andere Mädchen folgen ihr. Sie gehen ein Stück Weges nebeneinander auf der Dorfstraße entlang. Dann biegt Marthe zum Birkenhof ab. Sie reden nicht mehr viel über die Sache, weil jede ihren eigenen Gedanken nachhängt.
Die Zurückgebliebenen haben ein seltsames Gefühl, als sie sich zum erstenmal von den Fremden herumdrehen lassen. Sie schauen sie aufmerksamer an, als sie es sonst getan hätten, sie ziehen heimliche Vergleiche und als der Tanz vorbei ist, da gehen wieder ein paar von ihnen nach Hause.
Dieser Abend endet sehr früh. Der Wirt ist unzufrieden, die Musiker schimpfen, aber es hilft nichts. Es gibt keine Mädchen mehr im Saal, mit denen die Männer tanzen können, und so müssen auch sie schließlich aufbrechen.
Als der Fremde auf den Birkenhof kommt, ist in der großen Stube noch Licht. Die alte Bäuerin sitzt steif und aufrecht am Tisch und läßt ihre Stricknadeln klappern. Marthe Steffens aber hält einen kleinen, zerzausten Hund in den Armen und streicht ihm immer wieder über den Kopf.
Da weiß der Fremde, daß er bei ihr nichts mehr gewinnen kann und geht grußlos in seine Kammer.

Wir stehen in Ehrfurcht vor jeder großen Tat, die uns Beispiel und Verpflichtung ist. In solchem heldischen Einsatz begreifen wir die Bewährung vor der Ewigkeit des Lebens

Der Kamerad

Das hat sich am vierten Morgen des polnischen Feldzuges ereignet, als ich — um mit meiner Meldung schneller vorwärts zu kommen — auf einen Lastwagen sprang, der die Mannschaften der motorisierten Geschütze nach vorn brachte. Die Straße, so hieß es, war von den Pionieren nach Flatterminen abgesucht worden, aber es war schon eine Fahrt mit dem Tod.
Die Gegend vor uns lag noch im Feuerbereich der polnischen Geschütze, und selbst im Rücken machten sich noch versprengte MG-Schützen mausig. Wenn unsere tüchtigen Panzerwagen nicht gewesen wären, die unablässig zu beiden Seiten im Zickzack patrouillierten, dann wäre es wohl mit uns aus gewesen. Als wir nun vorsichtig Geschütz hinter Geschütz und allen voran unser Lastwagen, mit gebührendem Abstand einer vom anderen, über Staub, Stein und die zahllosen Trichter fuhren, holte uns ein Panzerwagen ein, der links von uns auf der Ackerböschung in gleicher Fahrthöhe mit uns blieb. Sein Motor muckte gefährlich, und sein Bug sah aus wie ein ausgedienter Amboß, den Tausende und aber Tausende Hammerschläge kurz und klein geschlagen hätten. Der Lauf des kleinen Geschützes schien auch völlig unbrauchbar. Entweder war nun auch der zweite Mann, der Beobachter und Schütze schon kampfunfähig oder früher ausgestiegen, denn die Turmluke stand weit auf, und aus dem Innern rief uns der Fahrer, der bis zum letzten Augenblick unsichtbar blieb, seinen Morgengruß zu. Wir riefen zurück, ob er mit seiner verbogenen Kutsche — ein Wunder, daß sie sich überhaupt noch bewegte, als wäre nichts geschehen —, ob er es damit nun so eilig habe, um noch zur Parade nach Thorn zurechtzukommen!
Das hätten wir wohl nicht spötteln sollen, denn er schien nur allzu stolz auf seinen muckenden Motor und den zerschossenen Bug zu sein. Und sicher war er ein ganzer Kerl, der es uns schon erst recht zeigen wollte, was sich aus so einem, wenn auch noch so kampfmüden Panzer herausholen ließ.
Und weiß der Kuckuck: der Motor spuckte und heulte, die Raupenketten knirschten in allen Tonarten, und dann gab der Unsichtbare wohl innen drin Gas und haute ab. Wie ein Rennfahrer auf dem Nürburgring, der seine große Chance spürte. Es waren nur zehn oder fünfzehn Wagenlängen, die er uns auf seiner etwas höher liegenden Fahrbahn abgerungen hatte. Wären die verdammten Trichter nicht gewesen, wir hätten ihn spielend wieder eingeholt. Wir hörten noch sein „Hallo" und „Hoho", dumpfe Schreie, wie aus weiter Ferne, als sich etwas Ungewöhnliches ereignete.
Er nahm plötzlich Gas weg, drehte sich halbrechts um sich selbst, neigte sich die steile Böschung herunter auf unsere Straße und schon hatte unser Fahrer die Knorrbremse niedergedrückt, denn sonst hätte es einen Zusammenstoß gegeben. Un-

willkürlich hielten wir uns einander an der Kette fest, um nicht, als unser Wagen ruckartig stand, allesamt über Bord zu fallen.
Im gleichen Augenblick aber, als auch nicht weit vor uns der kleine Panzerwagen mitten auf der Straße stand, gab es einen neuen Ruck, weit furchtbarer als der eben überstandene, und dann warf er Staub und klirrendes Glas über uns, und wir spürten auch schon, wie unser Fahrer zurücksetzte und zum anderen Male hielt. Weiter war nichts geschehen, als daß der kleine gefechtsmüde Panzer umgefallen war. Eine Flattermine hatte ihn, so scheints, vollends den Garaus gemacht. Nein, weiter war nichts geschehen! Und fragt ihr, wie alles gekommen ist, kann ich es euch nicht einmal recht sagen. Möglich, daß der Brave die Mine von der höherliegenden Böschung aus entdeckte, aber keine Zeit mehr hatte, uns zu warnen. Denn er saß ja tief im Innern des Wagens am Steuer und hatte uns kein Zeichen geben können, das wir so schnell verstanden hätten. Da hatte es sich wohl ergeben, daß seine Kameradschaft um ein Gewaltiges stärker war als alles, was er bisher erlebt hatte, als Vater und Mutter, Braut und frohe Fahrt und ein langes gesegnetes Leben, das noch vor ihm lag.
Ja, er hatte die Mine gesehen und nur noch einen Willen gehabt: sie zu zerstören, bevor das rollende Rad unseres Wagens sich auf sie gepreßt und wir zwanzig ihr zum Opfer gefallen wären. Es war nur ein kurzer Aufenthalt, bis ich meine Meldung und die anderen ihre Geschütze in Stellung bringen konnten. In seinem Wagen aber blieb alles totenstill. – Ja, das war ein Kamerad! Ein guter Kamerad.



2. Kameraden, neue Straßen wachsen unsern Strömen nach, gläubig die Fanfaren blasen, denn in uns bleibt Deutschland wach. Führer, gib die Marschbefehle, die uns kein Zweifel bricht. Leuchtend steht vor unsrer Seele Deutschland groß im Morgenlicht.

Parole V

Diene Deinem Volk und Du erfüllst den göttlichen Willen

Der Führer sagt:

Das Höchste, was mir Gott auf dieser Welt gegeben hat, ist mein Volk! In ihm ruht mein Glaube, ihm diene ich mit meinem Willen und ihm gebe ich mein Leben.

Alles Arbeiten, Streben und Kämpfen des einzelnen hat nur dann Sinn, wenn es dem Volke gilt. In ihm stehen wir der höchsten Ordnung, dem größten Wert gegenüber, den uns Gott auf dieser Welt gegeben hat.

Ihm sollen wir mit unserem ganzen Leben dienen, ganz gleich, wo wir stehen, und ganz gleich, wie hoch der geforderte Einsatz ist. Denn unser Gottesdienst will, daß aus der Kraft, der Treue, dem Opfersinn und der Todbereitschaft jedes einzelnen die Zukunft und Ewigkeit des Volkes immer von neuem geboren wird.

Alles, was wir erstreben und erkämpfen, bleibt sinnlos, wenn es nicht dem größeren Ziele gilt, und unser Leben ist wertlos gewesen, wenn es nicht mitgewirkt hat an dem großen Reich der Deutschen.

In unserer Gegenwart müssen wir den Beweis dafür antreten, daß wir die Notwendigkeit auch des letzten Einsatzes begreifen, daß uns für unser Volk kein Kampf zu schwer und keine Opfer zu groß sind.

Dann wird über Not und Leid die Entschlossenheit wachsen, daß allein aus solcher Tapferkeit der Sieg unserer Waffen kommen wird.

Wo einer kämpft und fällt, da gilt es der einen einzigen Sache: Deutschland

Aus Kriegsbriefen 1914—18

Das sind wir hier draußen inne geworden, und möchten es in euren Sinn eingraben wie in Erz, daß wir ein herrliches Vaterland unser eigen nennen. Wie mag es denen zumute sein, die für ein trostloses Land kämpfen müssen? Ist Vaterland auch für sie etwas Höheres, Heiliges? Es scheint, wir sind doch unendlich reicher, denn wir kämpfen für ein Gut, das den Einsatz des Lebens lohnt. Um so mehr den Einsatz der Kraft, wie sie spätere Jahre von euch fordern werden, wenn es gilt, Bausteine herbeizutragen, um auf neuem Grunde das Gebäude Deutschlands neu und noch schöner wieder aufzubauen. Das fordern wir von euch, und dazu möchten wir euch Mut machen: ihr würdet dann würdige Kameraden derer sein, die jetzt ihr Blut geben.
Wir haben ein großes, gewaltiges Reich von den Vätern übernommen; groß und gewaltig wollen wir es den Kindern übergeben, und wenn sie unser gedenken, wenn sie auf den Schulbänken von der Väter Taten erfahren dürfen, wenn ein heiliger Schauer sie erfaßt, dann muß auch in ihnen die Begeisterung glühen, und mit dem Verständnis muß die Dankbarkeit kommen für das, was heute getan: Noch ist Krieg und Kampf allenthalben und kein Ende ist abzusehen; ärger denn je toben Schlachten an allen Fronten; aber mit unserem deutschen Geist stehen wir heute genau so ungebrochen wie vor zwei Jahren: wir wollen siegen, und wir müssen und wir werden es.
Wenn ihr sehen würdet, was da für Reihen von Gräbern ausgehoben werden, was an Menschen da tagtäglich hinzugelegt wird, so würdet ihr in vollstem Maße empfinden: Es geht nicht um Einzelschicksale, es geht um das ganze Volk, und zwar um dessen Existenz. Denn ehe ein Volk in solchen Massen seine Söhne opfert, muß ihm wohl die Faust an der Kehle sitzen.
Diese Myriaden von Kreuzen im Feindesland sind es, welche das Fundament bilden für Frieden und Zukunft unseres Volkes.
Hier im Felde, an der Somme, ist Tod und Trauer etwas ganz anderes. Da weiß jeder: es sterben in jedem Augenblick die Kameraden, die Fahnenträger: aber die Idee, die Fahne lebt, wird hochgehalten. Und das ist das Wesentliche. Die ihr Leben für uns ließen, sind die, welche uns und unserem Volk das Leben geben. Sie sind das Fundament der Zukunft. Darum ist der Tod fürs Vaterland höchste Lebenserfüllung.
Wo einer kämpft und fällt, gilt es der einen, einzigen Sache: Deutschland!

„Liebe Mutter, mach Dir doch keine unnötigen Sorgen. Unser Fleck ist sogar ganz ruhig. Und sollte es auch mal ins Allerdickste gehen, ich denke genau wie mein kleiner, lieber Bruder. Sein stolzes Wort: Dann sollt Ihr stolz sein, mich dem Vaterlande hingeben zu dürfen, das ist mir aus der Seele gesprochen. Und Gott

wird schon wissen, ob er mich mit ihm vereinen will in französischer Erde, oder ob er mich zu anderen Dingen vorbehalten hat. Gott ist ja doch der Gott der Geschichte. Und wir sind alle kleine Mitwirker in der großen Weltgeschichte. — Liebe Eltern, gewiß hätte ich mehr leisten können in meinem Leben. Aber das Leben war wert, gelebt zu werden! Und jetzt sein ganzes Selbst zurückstellen für sein Volk, sein Vaterland, das ist wert, groß, zu groß, um nicht das Schwerste leicht zu machen."

Was Frost und Leid,
mich brennt ein Eid,
der glüht wie Feuersbrände
durch Herz und Hirn und Hände.
Es ende dann wie's ende:
Deutschland, ich bin bereit!

Gott auf dem Schlachtfeld

Die Nacht war gekommen. Nach einem Abend voll Ungewißheit und wildester Gerüchte, der nochmals ein Aufflackern des Artilleriekampfes und noch einzelne Angriffe auf den nördlichen Anhöhen bei schon beginnender Dämmerung brachte, war endlich das Feuer verstummt, und die Dunkelheit breitete sich aus über das zerwühlte Land.
Gegen elf Uhr gingen Karl und Siebenreut durch das Wäldchen nach dem Sumpf hinunter. Müde und mit schweren Schritten stapften sie durch das Wäldchen. Bei einer alten knorrigen Weide blieb Karl stehen und hängte sein Gewehr ab; sie warfen sich nebeneinander auf die Erde.
Siebenreut nahm den Helm ab und drückte den Kopf in das feuchte Gras. Er roch die Erde; wie wohl das tat! Die ungeheure Anspannung löste sich, er fiel in Schlaf. Als er nach wenigen Minuten wieder erwachte und noch eine Weile mit geschlossenen Augen lag, hörte er auf einmal den Fluß rauschen. Er hob den Kopf — da vorn zwischen den Sträuchern war ein silbriges flutendes Blinken, das mußte die Somme sein.
Ferne Geräusche hörte man, Wagenknarren, mal einen Ruf, das Rollen von Zügen oder irgendwo, weit weg, einen dumpfen Abschuß.
Karl, der sich aufgesetzt hatte, zog seinen Mantel über den Knien zusammen. „Es wird schon mächtig kühl in der Nacht", sagte er.
„Ja", sagte Siebenreut, „jetzt kommt der Herbst wieder. Vorm Jahr, um dieselbe Zeit, haben wir uns schon gefragt, wann endlich Schluß gemacht würde, und jetzt sind wir immer noch drin, und der Himmel weiß, wann die Sauerei aufhört. Ich hatte damals, wie die meisten von uns, viel mit Krankheit zu schaffen — kein Wunder, von Anfang Oktober an lag man in den feuchten Löchern, Postenstehen

im Schneewasser und das übrige, du weißt ja. Anfangs half man einander noch, es gab noch ab und zu ein Scherzwort, wenn es schlimm war, dann als der Himmel immer grau blieb und von dem ewigen Regen alles sich in Schlamm verwandelte, kam die Zeit, wo alle gereizt wurden und man nur noch das nötigste miteinander redete, wo die bösen Worte überhandnahmen und es hieß, wenn wieder ein Toter, von einer Mine zerrissen, draußen lag: der hat's gut! —

Ich war damals ganz herunter, richtig am Verzweifeln. — Heut schäm ich mich, wenn ich daran denke, wie ich damals war, nicht anders als ein Tier, ohne Glauben, ohne Gott."

„Da müßt' sich mancher schämen", sagte Siebenreut. „Ich meine, wenn jetzt in dieser Stunde einer mich fragte, wie ich zu Gott stehe, ich hätte nichts zu antworten. Wie soll man immer ins Dunkle hinein glauben — ich seh' nichts mehr!" Er hatte die Worte hervorgestoßen, gleich darauf bereute er sie. Und doch, so war ihm zumute! Seit er erwachsen und zum Nachdenken über sich und die Welt gekommen war, hatte er gesucht, das Walten Gottes in allem zu erkennen. Unruhiger und heißer war das Verlangen im Krieg geworden, oft hatte er sich aufgebäumt, doch immer wieder zurückgefunden. Aber seit sie an der Somme lagen, war allmählich etwas in ihm hart und verschlossen geworden, und er hatte Augenblicke, wo er die verstand, die nicht mehr auf sich achteten, und sagten: unser Leben ist doch hin, wir sind kaputt so oder so; zugleich fühlte er, das war der schlimmste Feind, wenn er dem nachgab, war es aus mit ihm.

Karl, der vorgebeugt saß und seine Knie mit den Armen umschlungen hielt, begann wieder: „Ich will dir sagen, wie es mit mir damit ergangen ist damals in der Champagne. Ich komme jetzt auf einen Tag, an dem ich immer denke, wenn's mir dreckig geht — ich muß dazu etwas ausholen", sagte er, und langsam, nach Worten suchend: „In meiner Gruppe war einer, er war aus meinem Dorf und mit mir ins Feld gekommen. Seit es Frühling wurde, hatte er Stunden und Tage, wo kein Auskommen mit ihm war, er fing Streit an um nichts, war übelnehmend und verzweifelt, erging sich in Selbstanklagen. Nach und nach kam ich dahinter, was der Grund von all dem Unwesen war: der Mensch verging fast vor Heimweh!

Eines Nachts, bei der Postenablösung, wurde er durch eine Mine, die in den Laufgraben plumpste, verwundet, es war eine der ekligen Flatterminen, die mit Nägeln und anderem Teufelszeug gefüllt waren, und er war im Gesicht und an den Händen und Armen übel zugerichtet. Nach ein paar Tagen kam aus Vouziers die Nachricht, er liege noch dort im Lazarett und sei in Gefahr, das Augenlicht zu verlieren. Ich bat um einen Tag Urlaub und machte mich am nächsten Morgen in aller Frühe auf den Weg. Im Lazarett in Vouziers fand ich meinen Landsmann, er war in guter Stimmung, er sehe manchmal einen Schimmer, es würde schon wieder werden, er sprach immerzu vom Heimkommen. Der Wärter sagte mir, es sei keine Hoffnung, er würde bald völlig blind sein. Ich blieb zwei Stunden dort, dann trat ich, ohne mich irgendwo aufzuhalten, den Rückweg an. In Morel blühten die Heckenrosen. Ich war in einer so finstern Stimmung, daß ich kaum hinsah. Ich war traurig und wild zugleich, ich hätte am liebsten die ganze Welt zusammengehauen. Und als ich nach Monthois kam und mir dort auf der Straße junge Mannschaften aus dem Rekrutendepot begegneten, die fröhlich singend, mit Heckenrosen besteckt von einer Feldübung zurückkehrten, da hätte ich fast das Heulen gekriegt. Es ging auf den Abend, es war still wie alle Abende

damals, nur in der Ferne bei Verdun rumpelte es in einem fort. Wie ich so dahinstapfte, rings um mich her das weite öde Land, bedeckt mit Gras, das wild und üppig aufgeschossen war, hie und da ein weißes Grabenstück oder eine Schlehdornhecke und der graue Himmel darüber, im Westen ein einziger heller Streif — da zog etwas Grundstilles in mich ein, das mich beschwichtigte. Wenn ein Wind kam, lief ein Schauer von Kuppe zu Kuppe, und um mich herum beugten sich die Gräser, die alle in Blüte standen, und die tausenderlei Blumen und die vielen Kornähren, die dazwischen aufragten — es war ja einst Ackerland hier gewesen. Da war mir auf einmal, als sei Gott mir begegnet, und alles, was wir erdulden mußten, kam mir in dem Augenblick gering vor. — Als ich an den Batteriestellungen vorbei war und in das Dormoisetal hinunterstieg und alles, was ich am Morgen verlassen hatte, wieder vor mir lag, spürte ich zum erstenmal, daß ich dieses Land lieb hatte, diese arme zertretene Erde, in die wir uns eingegraben hatten. Ich kam an das Steinkreuz von Ripont, an dem jedesmal, so oft man wieder vorbeikam, vom Leib des Gekreuzigten ein neues Stück abgeschlagen war, aber ein Strauch Heckenrosen hatte sich an ihm hinaufgerankt, an die kleine Kapelle kam ich, die seit der Herbstschlacht in Trümmern lag, aus dem moosüberzogenen Gemäuer sproßte wildes blühendes Gesträuch und eine Unmenge Blumen, ich ging den Knüppeldamm hinunter und durch das wüste Tal und sah, wie das frische Grün sich vorkämpfte; wo der Boden heil war, stand das Gras wie Inseln und drang von da aus weiter, es füllte die alten Granatlöcher und umringte die neuen, es drängte sich in die Ritzen des Knüppeldammes und überwucherte die tausend Wagengleise und Huftrittlöcher — und das alles sprach zu mir: Sieh, das Leben macht immer weiter, es ist stärker als alle Verwüstung. Und als ich zurückkam, es dunkelte schon, war ich ganz getrost."

Regungslos hatte Siebenreut zugehört, während Karl in seiner etwas schwerfälligen Art, manchmal stockend oder eine Pause machend, erzählte. Er war tief ergriffen von dem großartig einfachen gläubigen Wesen des anderen, erst nach einer Weile brachte er hervor:

„Mensch, das hast du erlebt?"

Karl sah vor sich hin und erwiderte dann: „Du mußt nicht meinen, daß es immer so blieb. Ich mußte oft kämpfen drum; erinnerst du dich an die Öfchen, die wir uns im Winter machten aus einer durchlöcherten Konservenbüchse, die wir mit Holzkohlen füllten und an Drähten an der Decke aufhängten, du weißt doch — man mußte sie immer sacht bewegen, damit die Glut sich erhielt."

Das Gespräch verstummte.

Unten in Clery brannte es noch; im Norden stand ein roter Feuerschein, groß und unbeweglich, während fieberhaft die Leuchtkugeln aufstiegen und vertropften und der nächtliche Himmel bald von den suchenden und einander kreuzenden Strahlen der Scheinwerfer, bald von den lautlos auflohenden fernen Mündungsblitzen zerrissen wurde.

Als Siebenreut am Ende des folgenden Tages durch einen Verwundeten erfuhr, daß Karl auf dem Transport nach Peronne gestorben sei, war ihm zumut, als könne er nie wieder froh werden.

Da saß er und war noch am Leben, und der andere, den er lieb hatte, war nicht mehr. Vor einer Stunde hatten sie ihn aus dem Annagraben getragen. Siebenreut war neben dem Leutnant an der Böschung gestanden und hatte nur flüchtig hingeschaut, er hatte Karl nicht erkannt. Er hatte nur gesehen, daß der Mann,

den Gottlieb und ein anderer trugen, furchtbar litt. Der Unterleib war ihm zerrissen, er stöhnte laut, das Gesicht unter dem Stahlhelm war schmerzverzerrt. Eine Weile danach auf einmal wußte Siebenreut, daß es Karl gewesen war; er fühlte eine plötzliche Schwäche in den Knien und wie ihm ein Würgen in die Kehle stieg. Es war kein Tag wie der vorige gewesen, erfüllt von unablässiger Spannung, er war ruhiger verlaufen, nur schwaches Feuer hatte auf den vorderen Stellungen gelegen. Gegen fünf Uhr, als plötzlich in Ost-Clery mehrere gewaltige Detonationen erfolgten, war Vizefeldwebel Hörth mit dem dritten Zug aus dem Wäldchen gekommen, er war als erster in den Graben gegangen, seine Leute folgten ihm. Dann schlugen Granaten bei der Straße ein, der Unteroffizier, der die letzten Gruppen führte, wurde von einem Splitter getroffen, es gab einen Aufenthalt. Etwa ein Dutzend Mann standen noch auf der Straße, darunter war Karl. Sie zögerten. Los — in Gottes Namen! rief Karl und stieg in den Graben. Da waren ihm die anderen gefolgt, Mann für Mann. Bald darauf hatte das Feuer zugenommen. Dann wurde Karl gebracht und noch mancher andere. Siebenreut nahm den Kopf in die Hände, er preßte die Fäuste gegen die Schläfe. Ein Schluchzen erschütterte seine Brust.

Er dachte an das zerschlagene Land, die zerwühlten Felder, auf denen das Korn faulte, an alles zerstampfte und vom Giftgas zerfressene Grün. Was half es, wenn man wieder in ein Land kam, das heil war; würde man dort vergessen können, was hier gewesen war? War man selber nicht ebenso zerstört wie das Land hier?

Wieder begrub er sein Gesicht in den Händen. Was soll aus mir werden, dachte er, ich kann nicht leben als ein verkümmerter Mensch, ich kann nicht leben, wenn ich nicht mehr die Kraft habe zu glauben und für etwas zu kämpfen.

Los — in Gottes Namen! hatte Karl gesagt, als er in den Annagraben ging. Da waren ihm die anderen gefolgt, als werde eine Fahne vor ihnen hergetragen.

Mit den Kämpfern früherer Zeit war das Schmettern der Hörner, Trommelschlag und wehende Fahnen — heute war es einer, irgendeiner, gekleidet in dasselbe graue Tuch wie alle, sein Wort, sein Beispiel. Karl! Karl!

Nie war er, Siebenreut, einem Menschen begegnet, der so stark und innig mit der Kraft seines Herzens alle Dinge erfaßte, um die andere sich mühten, bei dem Wort und Tun so eins war, und der immer gab, ohne es zu wissen. Er hatte einen Glauben gehabt, der nicht mehr fragte, er kannte nichts Sinnloses und keine blinde Vernichtung.

Karl war tot. Aber das Beste, was er besaß, hatte er an ihn weitergegeben, ehe er fiel.

Noch hatte er nicht die Kraft, diesen Glauben sich zu eigen zu machen, noch war zuviel Trotz und Traurigkeit und Bitterkeit in ihm. Aber er wußte, er würde darum kämpfen müssen, so lange er lebte. —

Keine Generation ist zu gut, als daß sie das Opfer nicht auf sich nehmen und fragen könnte, was das Volk fordern kann und was die Schicksalsgenossen vor uns auch schon dem Volke gegeben haben

Adolf Hitler

Herz, aufglühe dein Blut!
Bruder, nun laßt uns schwören,
Daß wir dem Vater gehören,
In dessen sicheren Händen
Unser Geschick, das Schicksal der Deutschen ruht.

Was unser Spruch auch schwört,
Wir schwören dem eigenen Leben,
Daß wir nur wiedergeben,
Was unsern Vätern, den Helden,
Die es erstritten, was allen Deutschen gehört.

Deutschland, dem wir geweiht
Die Arbeit unserer Hände;
An deines Schicksals Wende
Stehn wir erhobener Seele
Und weihen uns dir voll Dankbarkeit.

Treue, glüh unverzehrt!
Treue, die mit uns geboren,
Treue von der nichts verloren,
Wenn auch unsere ewige Seele
Zur ewigen Heimat kehrt.

Heinrich Hirsch

Feierstunde für Mädel

Lied: Wir tragen das Vaterland in unsern Herzen —

Sprecher: Furcht tut nichts Gutes. Darum soll man frei und mutig in allen Dingen sein und fest stehen. Luther

Sprecher:

Feiger Gedanken
bängliches Schwanken,
weibisches Zagen,
ängstliches Klagen
wendet kein Elend, macht dich nicht frei.
Allen Gewalten
zum Trotz sich erhalten,
nimmer sich beugen,
kräftig sich zeigen,
rufet die Arme der Götter herbei. Goethe

Musik: Maaß, Deutscher Choral, Verlag Ries & Erler, Hamburg.

Lesung: Nicht fürchten vor dem Bangewerden. Von Rudolf Kinau.

Lied: Haltet euer Herzen Feuer —

Sprecher:

Der Mensch, der Gewalt über sich hat und behauptet,
leistet das Schwerste und Größte. Goethe

Sprecher:

Drum mutig drein!
und nimmer bleich!
Denn Gott ist allenthalben:
Die Freiheit und das Himmelreich
gewinnen keine Halben. Arndt

Lied: Burgen müssen stehen —

Nicht fürchten vor dem Bangewerden

„Nur wer die Furcht überwindet,
findet den richtigen Mut.“

„Bange bin ich nicht“, dachte wohl mancher von uns als kleiner Junge, wenn es irgendwo gefährlich aussah, „aber laufen kann ich fix!“ Und machte, daß er weg-kam. Und sagte nachher, wenn alles vorbei war: „Nein, ich hatte wirklich und ganz gewiß keine Angst, ich wollte mir das nur mal ‚von weitem‘ – von da hinten her – ankucken!“

Nun, da wir älter und größer und vernünftiger geworden sind, lächeln wir wohl darüber. Aber – wenn wir einmal richtig bei uns nachfühlen, es ist doch ein eigen Ding – um das Fürchten und um das Bangesein. Wir kennen es alle noch recht gut, – die meisten von uns wohl noch vom Kriege her. Und es wird wohl keiner von uns – wie ein Junge – sagen: „Ich bin wirklich und ganz gewiß noch nie-mals bange gewesen!“

„Daß man vorne an der Front hin und wieder mal Angst hat, richtige Angst, – deswegen braucht man sich noch lange nicht zu schämen“, sagte im Sommer 1916 – auf meiner ersten Fahrt nach Verdun – ein alter Landwehrmann in der Eisen-bahn, – „schämen sollte sich nur der, der richtiggehend feige ist!“ – – „Und was nennst du richtiggehend feige sein?“ fragte ein anderer. – – „Das Fürchten vor dem Bangesein!“

Seine Kameraden lachten darüber, und ich lachte leise mit, – weil ich es auch für einen lustigen, aber dummerhaftigen Schnack hielt. Als ich aber am nächsten Mittag in Etrê aus der letzten kleinen Feldbahn stieg und ganz allein nach vorn ging zum Haumontwald, zum Beobachtungsstand für die schweren Langrohr-geschütze, – als das ununterbrochene Donnern und Grollen der Front, der ewigen Schlacht vor Verdun, immer lauter wurde und immer näher kam, – da wurde mein Schritt – ohne daß ich es wollte und wußte – immer langsamer, und mein Tornister wurde immer schwerer, – und ich redete mir selber ein, daß ich mich erstmal ein wenig verschnaufen müßte, – und blieb stehen – mitten auf einer freien Lichtung, zwischen lauter großen und kleinen, – alten und neuen – Granat-löchern, – – und kuckte lange – viel länger als notwendig war – auf meine Generalstabskarte, – und in die Gegend.

Ich hatte keine Angst, – nein, – ich war nur etwas beklommen, – es war alles so unheimlich leer und tot um mich – so nahe an der Front, – – aber da schoß plötzlich schräg vor mir auf dem freien Feld – keine 50 Meter vom Weg – schoß plötzlich ein glühender Busch aus der Erde, ein Baum aus lauter Feuer und Rauch, – ein schwerer, unheimlich scharfer Knall, – ein Druck, der mich fast zu Boden riß, – ein Pfeifen und Klirren und Knacken rund um mich her – –

dann wieder alles leer und tot. – Der Feuerbaum kroch in einer schmutziggelben Wolke über das Feld und – in den zerschossenen Wald.

Und ich stand und starrte in den abziehenden Qualm, – und merkte plötzlich, daß mir das Herz bis in den Hals hinauf schlug, und daß mir die Hände und die Knie zitterten. – Und wollte mich zusammenreißen und aufrecken, – und sah und hörte einen zweiten schweren Einschlag – rechts von mir, – und wieder dieses grausige Pfeifen und Knacken und Klirren um mich her, – und wieder diese schreckliche Stille. Und immer noch stand ich – steif und unbeweglich – und zitterte und flog am ganzen Körper. – „Hinlegen! – Deckung nehmen!" hörte ich meinen Unteroffizier in Kiel auf dem Kasernenhofe rufen, – wir hatten es oft genug geübt, – wochenlang, – aber jetzt, wo es darauf ankam, jetzt tat ich es nicht, – ich wollte wohl, aber es ging nicht, – ich konnte mich einfach nicht rühren – – ich konnte nur noch denken.

„Der erste Schuß lag links", dachte ich, „der zweite lag rechts, – wohin kommt der dritte? Und wann kommt er? Jetzt gleich – oder – –?" Deckung suchen! – Aber wo?

„Immer schnell in das letzte Granatloch springen?" hatte einer in der Eisenbahn gesagt, „da kommt fürs erste kein Schuß wieder hin!" – – „Dann hättest du bei uns viel zu springen", hatte ein anderer gemeint, „so schnell kämst du bei uns gar nicht von einem Trichter zum andern!"

Da war der dritte Einschlag – wieder schräg links – Bersten und Klirren! – „Hinlegen!" – Drei Schritte vor mir war ein kleiner Erdhügel, – ich stolperte darauf zu, – und hockte mich hin, – und sah, daß es ein Grab war, ein armes, kümmerliches Soldatengrab mit einem winzigen Kreuz: ein Stückchen Holz mit einer eisernen Gabel als Querbalken.

Ich krallte beide Hände in die steinige Erde und drückte den Kopf fest auf den Arm – und war wütend auf mich selbst. – Das also war mein Mut, – mit dem ich in Kiel und an Bord noch beinahe herumgeprahlt hatte! – Das war meine eiserne Ruhe, mit der ich mich freiwillig an die Front gemeldet hatte! Jämmerliche Angst und weiter nichts! Wie ein Häufchen Unglück lag ich – da knackte es schon wieder, ganz in der Nähe, – ich hob den Kopf und kuckte mich um, – ein Soldat kam sprungweise laufend und rufend vom Waldrand über die Lichtung: „Was ist los mit dir? Hast du was abgekriegt? Bist du verwundet?"

„Nein!" Ich winkte ab und stand auf. „Nein, ich – ich guckte hier nur mal nach dem Grab!"

„Nach dem Grab? Hier auf dem freien Feld? – Du bist wohl ganz und gar verrückt? – Los, Mensch! Rüber in den Wald! Oder nach vorn – in die Schlucht!"

Nach vorn, ja! Ich warf den Kopf hoch und riß die Knochen zusammen und ging nach vorn – hinein in die Schlucht, – und gleich wieder weiter – den Hang

hinauf — bis zum Beobachtungsstand der 38-Zentimeter-Schiffsgeschütze — — und kuckte meinen neuen Kameraden fest und frei in die Augen.
„Auch mal Angst gehabt unterwegs?" fragte einer. Und nun war ich doch wieder ein richtiger kleiner Junge und drehte den Kopf zur Seite und log: „Nein, — warum denn? Um das bißchen Schießen —?"
Aber ich hätte doch lieber ruhig die Wahrheit sagen sollen, denn — ich habe es bald gemerkt und habe es auch von vielen selbst gehört, — sie hatten alle diese erste große steinerne Angst überwinden müssen, um an die richtige ruhige Tapferkeit heranzukommen.
Auch Mertens, der größte und stärkste von meinen Kriegskameraden. — —
Andreas Mertens! Ich grüße dich! — — Weißt du noch — deine ersten Tage vor Verdun? — Du kamst auch direkt von Wilhelmshaven, als Ersatz für einen schwerverwundeten Kameraden, — und du warst wirklich ein fixer, forscher Kerl, kein Prahlhans und Aufschneider, sondern ein richtiger Draufgänger mit einem klaren Kopf und mit Muskeln wie aus Eisen, — und warst vor Tod und Teufel nicht bange. — — Als wir aber gleich am zweiten Tag — abends in der Dämmerung — Feuer bekamen, schweres Artilleriefeuer, eine ganze Stunde hindurch, — als unser Unterstand an allen Ecken und Kanten krachte, — und als zuletzt sogar eine Granate von oben in unsere schöne Balkendecke sauste und einen halben Meter über unseren Köpfen als Blindgänger stecken blieb, — da saßest du mit geballter Faust hinten in der dunkelsten Ecke und wimmertest wie ein frierender Hund, und wußtest auf all meine Fragen und auf all mein Zureden nichts weiter zu sagen — als immer nur: „Daß man — — daß man das blöde Zittern — nicht einfach abstellen kann —! Daß man so ein — Angsthase — —! Was mußt du — was denkst du nur von mir?"
Ich dachte nichts, Andreas, — und ich sagte auch nichts weiter, — ich gab dir nur ruhig und fest die Hand. Aber am nächsten Morgen erzählte ich dir von meinem „blöden Zittern". — Und da lachten deine Augen schon wieder. Und drei Tage später warst du der beste — der ruhigste und mutigste — Kriegsmann, mit stahlharten Nerven und mit einem unverwüstlichen Glauben an den Sieg.
Kameraden —! Es kommt für uns alle — und es kommt auch für euch mal ein Augenblick, wo ihr Angst habt, regelrechte Angst, — sei es vor einer großen Gefahr oder vor einem unerhörten schweren Kampf, — seid um Gottes willen nicht „bange vor der eigenen Furcht", — oder seid nicht traurig oder gar verzweifelt über die erste zitternde Angst, — die ist meistens nur rein körperlich und hat mit Feigheit nichts zu tun. Reißt — sobald es geht — die Knochen wieder zusammen, und dann — so schnell wie möglich — raus aus der lähmenden, kraftlosen Angst! Nur ein paar Schritte weiter, — nur ein paar tiefe kräftige Atemzüge, und schon kommt hinter der Furcht — der richtige ruhige Mut, kommt die schöne stolze Tapferkeit, — die immer — eins von beiden bringen muß: das heldenhafte, ehrenvolle Untergehen, — oder den Sieg, den hellen strahlenden Sieg!

Gesundes Leben auf Fahrt und im Lager

Noch stärker als in früheren Jahren steht über den Fahrten und Sommerlagern die Verantwortung für die Jungen und Mädel, die die Ferien eines ganzen Jahres dafür einsetzen, um Erholung und Entspannung daraus zu gewinnen. Ein gesundes Leben in froher Fahrten- und Lagergemeinschaft schafft sehr große Erholungswerte, wenn einige Grundsätze der Gesundheitsführung streng verwirklicht werden.

Vor allem brauchen wir genügend Schlaf

Jungmädel und Pimpfe haben zehn Stunden Schlaf nötig. In HJ.- und BDM.-Lagern werden neun Stunden für die Nachtruhe angesetzt. Nicht nur die körperliche Frische ist von der ausreichenden Ruhezeit abhängig, sondern auch die Aufnahmefähigkeit der Jungen und Mädel, ihr Bereitsein zum Schauen und Erleben.

Haltet euren Körper sauber und härtet ihn ab!

Abends und morgens waschen wir den ganzen Körper und reiben ihn kräftig trocken. Das schafft nicht nur die notwendige Sauberkeit, sondern befähigt vor allem die Haut zur Abwehr von vielen Krankheiten. Selbstverständlich werden auch die Zähne am Abend und am Morgen gründlich gereinigt. Ein Zahnbürstenappell gehört in jedes Lager.

Licht und Sonne schaffen Gesundheit — Sonnenbrand aber schadet

Erfrischend und gut wirken Sonnenstrahlen auf den Körper und steigern seine Widerstandskraft.
Zu langes Liegen in der glühenden Sommersonne bringt aber Kopfschmerzen, Übelkeit und Temperatursteigerungen mit sich, Zeichen eines beginnenden Sonnenstichs, der sehr schädliche Folgen hat. Auch der Sonnenbrand, der oft mit Blasenbildungen in der Haut einhergeht, beeinträchtigt Erholung und Wohlbefinden und muß daher vermieden werden.

Richtige Ernährung — eine Grundforderung im Sommerlager

Mit einer vollwertigen Ernährung müssen wir den oft unbändigen Hunger der Jungen und Mädel im Lager und auf Fahrt stillen. Kartoffeln und Vollkornbrot sind die Hauptbestandteile der Lagerkost. Durch Magermilch werden die Gerichte mit Eiweiß angereichert, was besonders bei fleischlosen Mahlzeiten wichtig ist. Wo die Gemüsebeschaffung Schwierigkeiten macht, werden junge Blätter von Wegerich, Sauerampfer, Brennessel und in kleineren Mengen Schafgarbe und Salbei gesammelt und als Spinatgemüse oder in einem „bunten Topf" verarbeitet. Wo es möglich ist, sammeln wir auch Speisepilze für gemischtes Gemüse; aber wir halten uns dabei nur an die bekannten Sorten, die in dem Heft „Der Kriegseinsatz der Hitler-Jugend" beschrieben und abgebildet sind. Selbstverständlich muß ein sicherer Pilzkenner alle Pilze vor der Verwendung sorgfältig überprüfen. Ein

Lager kann in ein bis zwei Stunden so viele Heidelbeeren zusammenbringen, daß eine Kaltschale zum Abendbrot gegeben werden kann.
Als Lagergetränk wird deutscher Haustee den größten Raum einnehmen; denn er hilft uns auch Getreide einsparen, das im Malzkaffee nur Gewürzstoffe vermittelt, während sein Nährwert hier verlorengeht.

Tee- und Heilkräutersammlung in jedem Lager

Der große Bedarf an Tee- und Heilkräutern, die bisher aus dem Ausland eingeführt wurden und viel Devisen erforderten, macht es notwendig, daß jedes Lager an einem Tag eine Tee- oder Heilkräutersammlung durchführt. Wie die einzelnen Pflanzen gesammelt werden, ist aus dem Heft „Der Kriegseinsatz der Hitler-Jugend" zu ersehen. Für einen Erfolg der Teesammlung im Lager müssen folgende Maßnahmen getroffen werden:
Möglichst schon vor Beginn des Lagers unterrichtet sich der Führer oder die Führerin über das Vorkommen der wertvollen Teekräuter am besten mit Hilfe eines Mitarbeiters der RFH. (Reichsarbeitsgemeinschaft für Heilpflanzenkunde und Heilpflanzenbeschaffung) aus dem Kreis, in dem das Lager stattfindet. Wir wollen im Lager, wo wir verhältnismäßig viel Jungen und Mädel auf einmal zum Sammeln einsetzen können, eine Sorte der besonders wertvollen Tee- oder Heilpflanzen einbringen.
Brombeerblätter, Himbeerblätter und Erdbeerblätter kommen vor allem in Betracht oder eine Heilpflanze, wie Kamille, Feldthymian, Taubnesselblüten oder Huflattichblätter. Wo diese Pflanzen nicht vorhanden sind, wird eine Teesorte gesammelt, die im „Kriegseinsatz der Hitler-Jugend" benannt ist.
Auf der Ortspolizeibehörde erwirbt der Lagerführer oder die Lagerführerin die Sammelerlaubnis für Heilpflanzen. Von der Gemeindeverwaltung wird ein geeigneter Trockenraum erbeten, der schon am ersten Tage des Lagers sachgemäß gereinigt wird. Der Fußboden wird mit unbedrucktem Papier ausgelegt — am besten sind Tapetenrollen, deren unbedruckte Seite nach oben kommt. Immer zwei Bahnen werden dicht nebeneinander gebreitet; dann kommt ein schmaler Gang, damit wir ohne Schwierigkeiten an das Sammelgut herankommen können. Saubere Papier- oder Jutesäcke werden als Verpackungsmaterial am besten ins Lager mitgebracht.

Am ersten trockenen Tage im Lager muß die Sammlung stattfinden,

damit bis zum Ende der Lagerzeit das Teekraut ganz trocken und versandfertig ist, Sammlungen, die erst in der Mitte oder gegen Ende des Lagers angesetzt werden, sind fast immer wertlos, weil die sorgfältige Behandlung des Sammelgutes bis zur völligen Trocknung dann nicht möglich ist. Die getrockneten Kräuter werden an eine von der RFH. benannte Drogenhandlung abgegeben und der Sammelerfolg dem Gebiet oder Obergau gemeldet. Einwandfreie Teepflanzen, die durch die Lager in großen Mengen zusammengetragen werden, helfen mit an unserer Unabhängigkeit vom Ausland. Darum setzen wir uns mit Eifer und großer Sorgfalt für die Teesammlung im Sommerlager ein.

Wir verhüten Brände!

Hast du schon gewußt, daß Tag für Tag 13 Brände durch Jugendliche verursacht werden? Weißt du auch, daß die Brandschäden jährlich 400 Millionen Reichsmark, von denen man 20 000 Siedlungshäuser bauen könnte, betragen? 3000 Hektar Wald werden Jahr um Jahr durch Schadenfeuer verwüstet, und tausend Jugendliche verlieren jährlich durch Feuer, Verbrühen, Explosion oder Blitzschlag ihr Leben!

Auf unseren Fahrten müssen wir beim Abkochen genau die Waldschutzgebiete kennen. Feuerstellen müssen mindestens 30 Meter von Waldungen entfernt angelegt werden. Steht der Wind zum Wald hin, nehmen wir am besten noch größeren Abstand. Im Umkreis von einigen Metern muß jedes leichtentzündbare Material vom Kochplatz entfernt werden. Ein Topf voll Wasser sollte immer „zum Löschen" bereitstehen. Bei starkem Wind werfen wir einen kleinen Wall um die Feuerstelle aus. Wo sich die Gelegenheit bietet, legt man den Feuerplatz in Kies- oder Sandgruben, in Gräben, an Bächen, sonstigen Gewässern oder Halden an.

Nach diesen Bestimmungen des Waldschutzgesetzes ist es unter Androhung von Gefängnis und Geldstrafen verboten, im Walde, auf Moor- oder Heideflächen: a) in der Zeit vom 1. März bis 31. Oktober zu rauchen, b) ohne Erlaubnis des Grundeigentümers im Walde oder dessen gefährlicher Nähe Feuer anzuzünden.

Oft entstehen auch Waldbrände aus einem leichtsinnig weggeworfenen Zündholz. Wenn ihr einen noch glimmenden Zigarettenstummel irgendwo im Walde – besonders im dürren Gras – seht, dann ist es natürlich selbstverständlich für euch, den Tabakrest gleich sorgfältig auszutreten. Wie verhaltet ihr euch nun, wenn ihr ein entstehendes Feuer bemerkt?

Ihr lauft vor allen Dingen nicht kopflos weg, sondern stellt fest, welchen Umfang der Brand hat. Handelt es sich um ein kleineres Feuer, das noch nicht die Wipfel der Bäume ergriffen hat, also um ein sogenanntes Bodenfeuer, so versucht, das Feuer durch Ausschlagen mit grünen frischen Ästen, durch Bewerfen mit Erde (aber nicht mit trockenem Laub oder Nadeln) oder Austreten zu ersticken. Beim Ausschlagen mit Ästen darf man nie gegen den Wind vorgehen, sondern stets mit der Windrichtung, sonst schlägt einem die Flamme ins Gesicht. Rückzugswege müssen stets offen gehalten werden! Bei einem größeren Brand ist es natürlich unsere erste Pflicht, unverzüglich und auf dem schnellsten Wege den Forst- und Polizeistationen, den Freiwilligen Feuerwehren oder Waldarbeitern Meldung zu erstatten. Vergeßt nicht, daß es Fernsprecher gibt und daß ihr in diesem Falle Autos und Radfahrer anhalten könnt. In dem Gesetz ist ebenfalls festgelegt, daß sich jedermann auf Aufforderung zur Brandbekämpfung zur Verfügung zu stellen hat.

Quellenangabe:

Die Beiträge dieser Mappe sind von: K. H. Waggerl, Seite 4 (Aus: „dem Wiesenbuch"); K. H. Waggerl, Seite 23 (Aus: „Brot"); Graf Zedwitz, Seite 9; Helene Voigt-Diederichs, Seite 12 (Aus: „Auf Marienhoff"); Ehrhard Witteck, Seite 16 (Aus: „Mums"); Karl Goetz, Seite 20 (Aus: „Brüder überm Meer"); E. Pflug-Hartung, Seite 23; Joachim v. d. Goltz, Seite 37; Ingeborg Thomae, Seite 5 (Aus: „Vom Wunder alles Lebendigen"), Seite 27, Seite 29. Der Beitrag Seite 14 ist nach Annemarie Koeppen „Michael Gnade" gebracht. Die Lieder sind sämtlichst von Hans Baumann und erschienen in den Liederbüchern: „Horch auf Kamerad" und „Der helle Tag" (Ludwig Voggenreiter-Verlag).